

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Hausmeister

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Der Hausmeister

John Sinclair Nr. 798

von Jason Dark

erschienen am 19.10.1993

Titelbild von David Mattingly

Sinclair Crew

Der Hausmeister

Er war ein Tier!

Er kannte seinen Trieb!

Er konnte ihn nicht unterdrücken.

Er liebte Kinder – doch er liebte sie auf seine Weise.

Nun aber saß er in der Falle. Für ihn gab es nur ein Zurück. Das Zurück in den Tod…

Ewald, der Hausmeister, stand am Fenster. Im Hintergrund weinte die zehnjährige Dinah, die er gefesselt hatte. Um das Kind kümmerte er sich nicht, sein Interesse galt einzig und allein der Außenwelt.

Um nach draußen schauen zu können, hatte er die Gardine ein wenig zur Seite geschoben. Die Lücke reichte aus, um einige der Polizeiwagen zu sehen, die die Schule umstellt hatten.

Die Beamten waren ihm nach langen Recherchen auf die Spur gekommen, und der Hausmeister wusste, was das bedeutete. Sie würden ihm den Prozess machen und ihn wahrscheinlich in eine geschlossene Anstalt stecken. Er würde dahinvegetieren und von der Außenwelt nichts mehr mitbekommen.

Ewald verzog das Gesicht, grinste böse. In seinen Augen schimmerte es, als hätten Eiskörner ihren Platz dort gefunden. Ewald ballte seine dicht behaarten Hände zu Fäusten, dass die Knöchel scharf hervortraten. Diese Hände hatten getötet, und es hatte ihm gut getan. Sollten sie denn bald Gitterstäbe umklammern?

Der Hausmeister stöhnte auf, als er daran dachte. Nein, das wollte er nicht. Auf keinen Fall sollten sie ihn fangen. Alle anderen ja, nur nicht ihn.

Noch trauten sie sich nicht in seine Nähe. Sie wussten ja um seine Geisel. Er kicherte, als er daran dachte. Dieses Leben passte überhaupt nicht zu dem Mann mit der mächtigen Gestalt. Manche beschrieben ihn auch als vierschrötig. Sein blondes Haar lag dünn auf dem ziemlich flachen Kopf. Er hatte eine breite Stirn, blaue Augen, blasse Brauen bildeten Bögen darüber, eine kleine Nase, deren Flügel zu den Seiten hin abstanden, und ein kurzes, aber kräftiges Kinn.

Dazu der muskulöse Körper, dessen Masse nicht so stark auffiel, weil Ewald als Hausmeister oft einen Overall trüg. Viele Schüler hatten ihn nie in einer anderen Kluft gesehen. Er hatte es auch verstanden, das Vertrauen der Jungen und Mädchen zu wecken. Welch eine Bestie sich hinter dieser zumeist freundlichen Fassade verbarg, das war den meisten – auch den Erwachsenen – entgangen.

Jetzt aber waren die Taten aufgeklärt, und Ewald würde aus dieser Falle nicht mehr entwischen.

Dinah weinte wieder.

Diesmal machte es ihn wütend. Er ließ den Rand der Gardine los, sie schwang wieder zurück, er drehte sich um und schaute das blonde Mädchen böse an. »Halt dein Maul, verdammt!«

Die Kleine saß auf einem Stuhl. Sie war an das Möbelstück gefesselt. Die dicken Stricke umgaben ihren Körper wie erstarrte Schlangen. Das Gesicht war verquollen, Flecken zeichneten sich auf den ansonsten blassen Wangen ab, die Nase lief. Immer wieder leckte Dinah die Tropfen mit der Zungenspitze weg.

»Lass mich laufen – bitte.«

»Nein!«
»Was habe ich dir getan?«
Ewald ging zwei Schritte vor. Seine Gestalt nahm das Blickfeld des Mädchens ein. Er wirkte plötzlich wie ein mächtiger Riese, der das gesamte Zimmer ausfüllte und Dinah im nächsten Augenblick erdrücken konnte. Sie spürte die Angst, sie hätte am liebsten geschrien, traute sich aber nicht.
Trotz ihrer jungen Jahre wusste sie, dass Schreckliches geschehen war. Man hatte in der Schule von den Taten gesprochen, es hatte auch immer wieder in den Zeitungen gestanden, aber in Dinahs Alter setzte man sich nicht mit dem Tod auseinander.
Aus der Tiefe drang die scharfe Stimme zu ihm hoch. Sie war durch einen Lautsprecher verstärkt worden und schien an der Außenwand des Hauses in die Höhe zu kriechen. »Ihre letzte Chance! Kommen Sie raus! Geben Sie das Kind frei!«
Ewald lachte. Was sich diese miesen Typen überhaupt einbildeten!
Das kam überhaupt nicht in Frage. Nichts würde er freigeben, gar nichts. Weder das Mädchen noch sich selbst. Er reagierte auf seine Art. In der Ecke neben dem Waschbecken des Dachzimmers hatte er seine Waffe abgestellt. Es war eine doppelläufige Schrotflinte. Es hatte ihn Mühe gekostet, sie zu besorgen, denn er hatte sich auf ein bestimmtes Modell festgelegt, und er hatte dessen Läufe verkürzt, um die Streuwirkung der Waffe noch zu erhöhen. Wer ihm an den Kragen wollte, würde es mit ihm zu tun bekommen. Es lag genügend Munition bereit, um einige Bullen in die Hölle zu schicken, eingehüllt in Rauch und Feuer und von der Ladung zerrissen.
Nichts würde er sich gefallen lassen, gar nichts.
Beide Läufe waren geladen. Die restlichen Patronen fanden in den Taschen seines Overalls Platz, und ein scharfes Grinsen zeichnete sein Gesicht.
Neben Dinah blieb er stehen.
Die Kleine hatte den Kopf gedreht und schielte zu ihm hoch. Seine Augen sahen aus wie kalte Teiche, als er auf das Mädchen hinabschaute. Er kannte kein Pardon. Dinah sah es und fing an zu zittern.
Ihre Lippen bebten, sie rechnete mit dem Schlimmsten, doch Ewald schüttelte den Kopf. »Noch nicht, Kleine, du musst noch etwas Geduld haben. Irgendwann kommt der Onkel auch zu dir.« Wieder kicherte er und streichelte die Wange des Mädchens. Allerdings mit den Mündungen der Schrotflinte.
Dann ging er wieder zurück. Sein Platz war das Fenster, denn er konnte sich vorstellen, dass es die Bullen auch an der Außenseite des Hauses versuchten. Sie waren nicht zu unterschätzen, hatten auch ihre Erfahrungen sammeln können, doch bei ihm würden sie auf Granit

beißen. Er konnte es hier wochenlang aushalten. Das Mädchen war ein perfektes Druckmittel. Um es zu retten, würden sie alles tun. Ihm Proviant und Waffen bringen, vor ihm auf den Knien liegen, obwohl sie ihn am liebsten mit Kugeln durchlöchert hätten.

Er lachte leise. Er freute sich. Es war eine gefährliche und diebische Freude. Mit einer Hand überprüfte er die Fesseln des Mädchens und fand sie in Ordnung.

»Warum lassen Sie mich denn nicht frei?« jammerte Dinah.

»Warum kann ich denn nicht gehen…?«

Er beugte sich tiefer. »Weil du zur mir gehörst, verstehst du? Du bist mein, ich bestimme, wann ich dich freilasse und wann nicht. Wenn die da draußen alles tun, was ich will, dann können wir darüber reden. Solange das nicht geschehen ist, bleibst du bei mir hier im Zimmer.« Er lachte und strich über die kurzen Läufe seiner Schrotflinte. Sie zeigten gegen die Decke, als er wieder auf das Fenster zuging und vorsichtig nach draußen spähte.

Dort unten hatte sich nichts verändert. Er sah noch einen Streifen des Schulhofs, dann die Mauer, die wie ein Dach gebaut worden war und den gesamten Komplex einfriedete, aber er konnte keinen fließenden Verkehr erkennen. Die Straße war von den Bullen abgesperrt worden. Das hätte er auch getan, aber über derartige Kleinigkeiten regte sich Ewald nicht mehr auf. Er wartete.

In ungefähr zwei Stunden würde es dunkel sein. Er fragte sich, ob die Bullen so lange warteten oder schon vorher angriffen. Es war vorstellbar, dass sie die Zeit verstreichen lassen würden, um sich im Schutz der Nacht näher heranzuschleichen.

Das musste er durchstehen. Er durfte nicht müde werden, und in seinem kranken Hirn entwickelte sich ein Plan. Es war am besten, wenn er einen von ihnen zu packen bekam und tötete. Dann waren sie erst einmal geschockt und ließen ihn in Ruhe. Ewald wusste auch nicht, aus welcher Richtung sie angreifen würden. Er konnte sich vorstellen, dass sie auch über das Dach kamen. Unter dem Dach lag seine Hausmeisterwohnung.

Über die Straße huschten zwei Männer. Sie trugen Kampfanzüge, waren schwer bewaffnet und fanden hinter zwei Bäumen auf der anderen Seite Deckung.

Ewald grinste kalt. Ob zwei oder fünf Männer, ihm war es egal. Er konnte darüber nur lachen. Sie würden alles versuchen, aber sie würden reinfallen, das stand fest.

Er war besser als sie, und er hatte Zeit. Er würde es ihnen zeigen, und er freute sich schon auf das Blut…

***

»Don, nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber es ist besser, wenn Sie

von hier verschwinden. Das meine ich ernst!«

Don Cavendish schaute den Sprecher an. Es war Captain Murdock, der Einsatzleiter, der ihm diese beschwörenden Worte gesagt hatte und ihn auch jetzt bittend anschaute. Damit biss er bei Cavendish auf Granit. Da konnte Murdock noch so viel reden, er würde sich von seinem Plan nicht abbringen lassen.

»Nein, Murdock, nein. Ich verschwinde nicht. Ich gehöre hierher, das wissen Sie.«

»Aber Dinah ist…«

»Sie ist meine Tochter. Und dieses Schwein hält sie als Geisel fest. Sie ist in diese Schule gegangen, in dem eine menschliche Bestie das Kommando geführt hat. Er hat Schlimmes getan, er hat die Kinder gequält, er hat sie…« Dons Stimme erstickte. »Verdammt, ich will nicht mehr darüber reden, aber ich muss es tun.«

»Überlassen Sie das uns. Sie kennen das Geschäft.«

»Ja, Murdock, ja, ich kenne es. Und gerade weil ich es kenne, ist es besser, wenn ich meinen eigenen Weg gehe.«

»Allein.«

»Dabei bleibt es.«

»Das kann ich nicht verantworten.«

»Geben Sie mir eine halbe Stunde, mehr nicht.«

Murdock holte gequält Luft. »Verdammt, Sie wissen selbst, welches Risiko Sie da auf sich nehmen. Nicht allein für sich, sondern auch für Dinah, Ihre Tochter. Dieser Hausmeister ist eine Bestie, das haben Sie gesagt. Er wird sie töten. Und wollen Sie das dann auf Ihre eigene Kappe nehmen. Wollen Sie den Tod Ihrer Tochter verschuldet haben?«

»Nein, das will ich nicht.«

»Dann bleiben Sie bei uns.«

Don Cavendish wischte Schweiß von seiner Stirn. Die gesunde Bräune seiner Haut war verschwunden und hatte einer unnatürlichen Blässe Platz geschaffen. Er kannte die Regeln, er war lange genug bei der Einheit. Er hatte sich auch hochgearbeitet und war als einer bekannt, der keine Angst kannte. Mehr als einmal hatte er das bewiesen. In Einsätzen, in welchen die Chancen sehr dünn gesät waren, hatte Don Cavendish mehr als einmal die Kastanien aus dem Feuer geholt, wenn es darum ging, Geiseln zu befreien und Terroristen zu besiegen.

»Wissen Sie, Murdock, alles, was zuvor geschehen ist, das können Sie vergessen. Ich habe mein bisheriges Leben einfach ausradiert. Das existiert für mich nicht mehr. Ich hatte ja vor, mich zurückzuziehen, eben wegen der Familie. Es hatte mein letztes aktives Jahr werden sollen, aber ich werde noch einmal zeigen, was in mir steckt. Ich stehe wieder am Anfang, und wenn es vorbei ist, dann nehme ich gern meinen Abschied.«

»Das ist doch Unsinn.«
»Mir ist es ernst.«
»Ich kann nicht…«
»Eine halbe Stunde, Murdock, mehr nicht. Ich werde mich an die Wohnung heranschleichen und…«
»Verdammt, ich drehe noch durch!«
»Brauchen Sie nicht, Murdock. Geben Sie mir Ihr Okay. Dreißig Minuten, mehr nicht.«
Die beiden Männer standen im Flur der alten Schule. In dem mächtigen Treppenhaus kamen sie sich etwas verloren vor. Alle Etagen waren von Murdocks Männern besetzt. Sie lauerten in den Fluren und Türnischen sowie an den Treppenaufgängen. Wenn der Hausmeister die Wohnung verließ, hatte er keine Chance, dann würde er in ihr Feuer laufen. Das Kommando war nicht zum erstenmal in dieser Form zusammengetreten, sie kannten sich, jeder konnte sich auf den anderen verlassen.
Murdock seufzte, was bei ihm selten vorkam. »Also gut«, sagte er, »ich kenne Sie ja. Ich weiß Bescheid, dass ich die Zustimmung im Prinzip verweigern muss, aber ich kann Ihnen sagen, dass ich mich gegen Ihren Dickkopf nicht sperren werde. Sie haben die halbe Stunde, Don.«
Cavendish schaute Murdock an. »Danke«, sagte er. »Danke, das werde ich Ihnen nicht vergessen.«
Murdock wusste, dass Cavendish nicht gelogen hatte. Er wollte nichts darauf erwidern, so etwas war ihm nicht angenehm. Stattdessen zog er sein Funksprechgerät aus der Tasche und nahm Verbindung zu den an wichtigen Positionen postierten Männern auf. Er gab ihnen den Befehl, Don Cavendish durchzulassen.
Der checkte inzwischen seine Waffen durch. Er trug einen Magnum-Revolver, aber auch eine kurzläufige Action-MPi.
Auf die verzichtete er, der Revolver reichte ihm. Er ließ die Waffe von seiner Schulter rutschen und lehnte sie gegen die Wand.
Murdock zeigte sich verwundert. »Sie verlassen sich nur auf den Revolver?«
»Ja.« Don grinste scharf. »Der ist so etwas wie ein Talisman für mich. Er hat mich schon so manches Mal rausgehauen.«
»Ja, ich weiß.« Murdock räusperte sich. »Viel Glück.«
»Danke.«
Zwischen den beiden Männern war alles gesagt. Don machte sich auf den Weg. Immer wieder erschien die Gestalt seiner Tochter vor seinem geistigen Auge. Er stellte sich vor, wie sie sich in der Gewalt dieser zweibeinigen Bestie befand, und in seinem Hals setzte sich ein dicker Betonkloß fest.
Vor das Bild seiner Tochter schob sich ein anderes, nämlich das

seiner Frau. Wie oft hatte sie ihn angefleht, den Job aufzugeben, er hatte es nicht getan. Anne war es schließlich leid gewesen und hatte sich von ihm getrennt, ohne sich allerdings scheiden zu lassen. »Du kannst ja wieder zurückkehren, wenn du es dir überlegt hast«, hatte sie bei ihrem Auszug mit tränenerstickter Stimme gesagt und war gegangen. Dinah hatte bei ihr gewohnt. Einige Male hatten sie telefoniert, und Anne hatte sich auch kompromissbereit gezeigt, ebenso wie Don. Nach diesem Job war Schluss, dann wollte er sich in den Innendienst versetzen lassen. Arbeit gab es da, auch wenn sie langweilig werden würde.

Noch war er in Topform. Er bewegte sich lautlos über die Stufen des breiten Treppenhauses hinweg. Die dort lauernden Kollegen waren informiert worden.

Niemand sprach ihn an, doch die Blicke, die sie ihm nachwarfen, sprachen Bände.

Er musste nach ganz oben. Dort verloren die Stufen an Breite, dort waren die Fenster kleiner, und somit war es auch dunkel.

Dort oben wohnte Ewald, der Hausmeister. Ewald, die Bestie auf zwei Beinen, der Schänder und Killer.

Dons Gesicht zeigte eine erschreckende Starre. Er war voll konzentriert und bewegte sich sehr kontrolliert. Die letzte Treppe nahm er lautlos. Sie war nicht mehr als eine steile Steintreppe. Hier oben war es stickig. Die Wärme des Tages hielt sich unter dem Dach gefangen, dessen Konstruktion sich über ihm verengte.

Er sah einen Flur, er sah eine Tür.

Aber er ging nicht hin.

Don wartete dort, wo sich das Ende der Treppe befand. Für einen Moment durchzuckte ihn die irrsinnige Hoffnung, dass die zweibeinige Bestie den Raum verlassen würde, um in sein Feuer zu laufen, doch hinter der Tür der Hausmeisterwohnung rührte sich nichts.

Es blieb still, zu still…

Er hielt die Waffe in der rechten Hand. Wie immer, wenn er dicht vor einer Entscheidung stand, war er eiskalt. Nicht einmal feuchte Hände hatte er bekommen, ein Beweis dafür, wie gut seine Nerven im Schuss waren. Don war froh, dass man Anne nicht Bescheid gegeben hatte, das war durch ihn verhindert worden.

Er stand in der Stille, in der bedrückenden Stille, schaute auf die geschlossene Tür und stellte fest, dass es dahinter ruhig war. Es kam ihm wie eine Totenruhe vor, aber das durfte nicht sein. Ewald hatte sein Kind nicht umgebracht. Er brauchte es. Er war nicht so dumm, seinen größten Trumpf freiwillig aus der Hand zu geben.

Don Cavendish ging durch die Dunkelheit des Flurs wie ein Gespenst durch den Nebel. Seine Schritte waren kaum zu hören, er glitt einfach dahin, und als er vor der Tür stehenblieb, hatte sich für ihn nichts

verändert. Er kannte die Wohnung nicht, aber er wusste trotzdem, wie es hinter der Tür aussah.

Sie hatten sich Pläne besorgt. Wenn er die Tür aufbrach, würde er praktisch in die Küche hineinfallen. Nur ein schmaler Querflur trennte sie von den anderen Räumen ab, zu denen ein Schlafzimmer und ein winziges Bad gehörten.

Das war alles.

Er hatte seinen Revolver gezogen. Die Mündung wies auf das Schloss. Er traute sich nicht, die Tür aufzuschießen, es wäre für Dinah tödlich gewesen, doch die Vorstellung, dass ihn eben nur die Türdicke von seiner Tochter trennte, machte ihn fast wahnsinnig.

Eine halbe Stunde hatte man ihm gegeben. Einige Minuten waren bereits vergangen, er musste sich etwas einfallen lassen, und sein Blick fiel hoch gegen die Decke.

Die Luke dort war nur undeutlich zu erkennen. Wenn sie geöffnet wurde, war der Weg zum Dach frei. Wahrscheinlich fiel dabei auch eine Leiter nach unten, sodass…

Seine Gedanken stockten.

Er hatte etwas gehört.

Direkt vor ihm und gleichzeitig hinter der Tür. Waren es Tritte gewesen, hatte er sich geirrt? Wusste dieser verdammte Killer, dass jemand gekommen war? Hatte er diesen tierhaften Instinkt? Es gab Menschen, denen so etwas zu eigen war, und Don spürte, wie der Adrenalinstoß durch seinen Körper jagte und ihn regelrecht aufputschte. So war es immer bei ihm, wenn eine Entscheidung dicht bevorstand, daran hatte sich bis zum heutigen Tag nichts geändert.

Es gab Leute, die behaupteten, dass Ewald mit dem Teufel im Bunde steckte, daran glaubte Don nicht.

Er bückte sich.

Es war gefährlich, das wusste er, aber er wollte einen Blick durch das Schlüsselloch werfen.

Don hatte damit gerechnet, wenigstens etwas zu sehen. Zum Beispiel einen hellen Schein, der durch das Fenster flutete, aber er sah nichts. Nur einen breiten, dunklen Fleck, der sich zudem noch bewegte. Stand dort jemand?

Er wusste es nicht, in seinem Hirn überschlugen sich plötzlich die Gedanken, und er spürte die Gefahr, die dicht in seiner Nähe lauerte. Er schnellte hoch, wollte auch weg von der Tür und hechtete zur Seite.

Vor ihm explodierte die Welt.

Plötzlich kam ihm ein Teil der Tür entgegen. Er hörte den unwahrscheinlichen Krach. Holz fetzte auseinander. Er sah Mündungsfeuer, wieder wurde geschossen, und Cavendish, der in der Enge des Flurs kaum ausweichen konnte, schrie auf. Stahlkrallen

hatten sein linkes Bein zerfetzt, das nur mehr aus Sehnen und blutigen Fleischresten bestand.

Aus den Fragmenten der Tür schoss eine wuchtige Gestalt hervor.

Ewald, der Hausmeister, kam. Er war das Tier, er brüllte, er hatte die Waffe und legte noch einmal an.

Don vergaß sein Bein.

Don vergaß die Schmerzen.

Er vergaß nur nicht seinen Revolver, den er noch immer festhielt.

Er drückte sich sogar zur Seite und brachte sich deshalb in die richtige Zielposition.

Und dann schoss er.

Nicht nur einmal. Er leerte sein Magazin auf die Bestie, die keiner Kugel entgehen konnte. Der Hausmeister taumelte durch den Gang.

Blut schoss aus großen Wunden. Er brüllte, er klatschte gegen die Wand, er verlor seine Waffe und brach so plötzlich zusammen, als hätte man ihm die Beine abgeschnitten.

Beide lagen auf dem Boden.

Ewald war still, Don aber keuchte. Seine Augen tränten, der Schock war vorbei, er richtete seinen Blick auf das linke Bein und wusste plötzlich, dass er nie wieder normal würde laufen können.

Was da an Resten zurückgeblieben war, musste amputiert werden.

Aus den unteren Etagen hörte er Schritte und Stimmen. Das interessierte ihn nicht, er sah nur, wie jemand durch die Tür kam.

Nicht seine Tochter, eine Gestalt.

Grau, durchscheinend, unheimlich. Ein schwebendes, wuchtiges Etwas, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Hausmeister aufwies.

Ein riesiger Geist?

Don glaubte nicht daran. Seine Nerven mussten ihm einfach einen Streich gespielt haben. So etwas konnte es nicht geben. Es waren Wahnvorstellungen, und er wurde auch sehr bald abgelenkt, denn die Kollegen waren bei ihm.

Sie sahen ihn, und sie sahen den toten Hausmeister, der nicht weit von der Treppe entfernt lag.

»Holt meine Tochter!« keuchte Don Cavendish. Sein gesamtes Sinnen und Trachten galt einzig und allein Dinah.

Die Kollegen drangen in die Wohnung ein. Sie kehrten zurück, sie hatten Dinah. Einer trug sie auf den Armen, und Don Cavendish weinte plötzlich wie ein Kind.

Nicht wegen der Schmerzen, sondern vor Erleichterung. Er sah nicht mehr, wie Dinah den Mund aufriss, er hörte auch nicht mehr ihren Ruf, denn eine gnädige Ohnmacht hielt ihn umfangen…

***

Später geschah etwas, das Don Cavendish überhaupt nicht passte.

Die Presse feierte ihn als einen Helden. Wahrscheinlich deshalb, weil sein Bein tatsächlich hatte amputiert werden müssen. Jemand, der sein eigenes Leben in die Waagschale wirft, um die Tochter zu retten, der ist für die Öffentlichkeit immer ein gefundenes Fressen, auch deshalb, weil Anne wieder zu ihm zurückgekehrt war.

Nach der Amputation hatte er sie gesehen. Sie hatte an seinem Bett gesessen, gelächelt und zugleich geweint, und er hatte sie mit leiser Stimme gefragt: »Habe ich dir nicht versprochen, aufzuhören?«

»Ja, aber…«

»Jetzt habe ich aufgehört.«

Anne hatte ihn umarmt, gestreichelt und immer wieder erklärt, dass alles gut werden würde. Er hatte sich noch nach Dinah erkundigen wollen, war letztendlich jedoch zu schwach gewesen und eingeschlafen.

In den folgenden Tagen war es ihm dann besser ergangen. Man hatte mit ihm über die Zukunft reden können, die er nicht ohne Prothese verbringen würde.

Es waren Spezialisten erschienen, um sie anzupassen, und er würde später wieder laufen lernen müssen.

Das geschah dann auch.

Seine Frau war bei ihm, als er die ersten Schritte versuchte. Es klappte so gut wie nicht. Am liebsten hätte er geheult, doch nicht vor den Augen seiner Frau und der Therapeutin, deshalb schaffte er es, über sich und seine Gehversuche zu lachen.

Anne, sie trug die Haare inzwischen modisch kurz geschnitten, spürte seine innere Zerrissenheit, machte ihm aber Mut und nickte ihm lächelnd zu. »Du schaffst es, Don. Ich weiß, dass du es schaffst. Du hast immer alles gepackt.«

Er nickte. »Ja, ich mache weiter!« erklärte er verbissen und fügte eine Frage hinzu, die Anne als schlimm empfand.

»Willst du denn mit einem Krüppel weiterleben?«

Anne war geschockt. Sie spielte es nicht. Sie rang nach Luft. Die Therapeutin stand verlegen in der Nähe. Das ins Zimmer hineinfließende Sonnenlicht ließ den Mann in seiner hellen Krankenhauskleidung aussehen wie einen Geist. »Wie kannst du so etwas überhaupt sagen, Don?« Anne fragte es erstickt, sie hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten und drückte ihre Finger hart in das Leder der Umhängetasche. »Nein, das ist…«

»Entschuldige, Liebes, entschuldige. Aber ich habe… verdammt, ich bin auch durcheinander. Ich muss mich auch erst daran gewöhnen, dass ich nur mehr ein halber Mensch sein werde.«

Die Therapeutin griff ein. »Das sind Sie nicht, Mister Cavendish. Sie werden zwar keine großen Rennen mehr laufen können, aber auch die Medizin hat Fortschritte gemacht. Mit einer Prothese kann man

leben.«

»Okay, ich hoffe es.«

Sie deutete auf zwei Stützen.

Hier übte er, und Anne war tagsüber immer bei ihm. Nicht aber in der Nacht. Da war er allein, zu allein, denn da kamen die Gedanken, die sich nicht mehr mit der Vergangenheit beschäftigten, sondern mehr mit der Zukunft.

Man hatte ihm einen Job im Innendienst versprochen. Es stand nur noch nicht fest, wo er anfangen würde. Entweder direkt im Innenministerium oder bei Scotland Yard in der Fahndung, denn auf sein Wissen wollte man nicht verzichten.

Scotland Yard wäre ihm lieber gewesen. Da konnte er noch an der Action schnüffeln.

Auch andere Überlegungen quälten ihn. Besonders der letzte Einsatz lief immer wieder wie ein nie enden wollender und sich ständig wiederholender Film vor seinem geistigen Auge ab. Er sah sich im dunklen Flur vor der Tür der Hausmeisterwohnung. Er spürte die Schwüle, die beklemmende Furcht, die Angst um seine über alles geliebte Tochter, und er erlebte dann diesen Donnerschlag mit, als Ewald Trigger die Tür aufgeschossen hatte.

Es war die Hölle gewesen. Der Tod hatte ihn gestreift. Er hatte sich zum Glück wehren können. Jetzt war die Bestie tot.

Ja, tot…

Wirklich tot?

Don Cavendish wusste es selbst nicht. In den letzten Nächten waren ihm Zweifel gekommen, die er zuerst als Unsinn abgetan hatte, aber die Szene kehrte immer wieder zurück.

Er sah sich mit seinem zerschossenen Bein im Gang liegen und auf die Tür starren.

Da war jemand gekommen.

Eine Gestalt, grau und neblig aussehend. Ein Geist oder ein Gespenst? Er konnte es nicht nachvollziehen, aber in der Erinnerung verdeutlichte sich die Szene von Nacht zu Nacht mehr, und er gelangte zu der Überzeugung, dass diese Gestalt eine gewisse Ähnlichkeit mit Ewald Trigger gehabt hatte.

Er glaubte nicht an Geister, er wollte daran nicht glauben. So etwas gab es nicht.

Warum dann die Erinnerungen, die immer wieder hochkamen?

Die sogar stärker wurden, die ihn bedrängten, die sein Denken in eine andere Richtung führten und ihm Furcht einjagten.

Don Cavendish konnte nichts daran ändern, doch auf eine gewisse Art und Weise fühlte er sich nackt, ausgeraubt. Es fehlte ihm die Waffe, er hätte gern seinen Revolver unter dem Kopfkissen liegen gehabt. Nicht um ihn gegen einen Arzt oder eine Schwester

einzusetzen, nein, diese Menschen waren schon okay, aber da war einfach die Bedrohung in der Dunkelheit, die nicht weichen wollte, sich immer mehr durch seine eigenen Träume verstärkte.

Es war etwas da. Jemand kam auf ihn zu. Es war kein Er, keine Sie, sondern ein Es.

Wieso ein Es? Ein Neutrum, ein gestaltloses Wesen. Etwas, das hinter dem für Menschen Sichtbaren lag. Also musste es doch eine zweite Welt geben, ein Reich des Todes, aus dem man normalerweise nicht mehr zurückkehrte. Diese Gedanken ließen ihn nicht ruhen.

Selbst am Tage dachte er darüber nach, und in den Nächten wurde es immer schlimmer. Zwar machte seine Therapie Fortschritte, nur hatte bei ihm jetzt die Psyche dicke Risse bekommen. Es gab keinen Menschen, mit dem er darüber hätte sprechen können. Er wollte Anne auch nicht damit belasten, zudem hätte sie ihm kaum geglaubt, aber er wusste, dass da etwas auf ihn zukam.

Und wieder lag er allein im Bett. Ein sehr heißer Tag hatte sich seinem Ende zugeneigt. Don hatte darum gebeten, das Fenster nicht zu schließen, denn er wollte etwas von der kühleren Nachtluft in das Zimmer fließen lassen.

Sein Bett stand so günstig, dass er gegen das Fenster schauen konnte, wenn er auf dem Rücken lag. Es war ein Viereck, mehr breit als hoch. Im Gegensatz zu vielen anderen Krankenzimmerfenstern hatte es eine Gardine, die in dieser Nacht vorgezogen worden war.

Durch den dünnen Stoff konnte er trotzdem die starken Äste der Platane sehen, die im Hof wuchs.

Der Baum stand in der Dunkelheit wie ein düsteres Denkmal. Hin und wieder streifte ein Windstoß die Blätter. Sie reflektierten das kalte Mondlicht.

Die Nacht war ruhig.

Auch in den anderen Zimmern rührte sich nichts. Don kannte andere Nächte, da war er manchmal durch die Schreie der Kranken aus dem Schlaf gerissen worden, in dieser allerdings nicht. Sie schien ruhiger zu verlaufen.

Don Cavendish wollte schlafen. Immer wieder schloss er die Augen, aber der Schlaf ließ sich einfach nicht zwingen. Dafür brauchte er die innere Ruhe, und die war leider nicht vorhanden. So öffnete er immer wieder die Augen, ließ die Blicke zwischen Decke und Fenster umherwandern, ohne jedoch etwas Neues erkennen zu können.

Nichts veränderte sich.

Das Zimmer blieb still, er hörte nur seinen eigenen Atem, hin und wieder mal das Rascheln der Platanenblätter.

Es war alles wunderbar. Nichts störte ihn. Don fragte sich, weshalb er trotzdem nicht einschlafen konnte, und seine Gedanken beschäftigten sich ununterbrochen mit diesem Thema.

Er wollte und musste zu einem Ergebnis gelangen, und er fragte sich, ob es möglicherweise eine Vorahnung war, die den Schlaf von ihm wegtrieb. Würde sich in dieser noch jungen Nacht etwas Bestimmtes ereignen? Seltsamerweise schaukelten wieder die Bilder seines letzten Falles an den Augen vorbei.

Er roch das Blut, er hörte sich selbst schreien, er sah seine Tochter, auch die verbissenen und kantigen Gesichter seiner Kollegen, er sah den toten Hausmeister, und er sah das Gespenst aus dem Zimmer dringen und lautlos über die Schwelle schweben.

Ein grauer durchscheinender Riese. Ein mächtiges und furchtbares Etwas, las es normalerweise nicht geben durfte und das er doch so deutlich gesehen hatte.

Es musste mit dem Toten in einer Verbindung gestanden haben.

War es vielleicht seine Seele gewesen?

Verdammt, Cavendish, hämmerte er sich ein, du bist ein Arschloch. Du bist ein Idiot. So etwas kann es doch nicht geben, das ist Schwachsinn und Kinderkram!

Er ärgerte sich, dass ihn die Erinnerung so stark ins Schwitzen gebracht hatte, und er sagte sich, dass es Zeit wurde, endlich von hier wegzukommen. Deshalb nahm er sich vor, die Therapie zu intensivieren, er wollte an sich arbeiten, hart arbeiten, umso schnell wie möglich wieder gesund zu werden.

Seine Hände lagen auf der Decke. Es war besser so, da konnte er auf dem dünnen Stoff den Schweiß abwischen. Immer wieder schaute er zum Fenster.

Heute kam es ihm wie ein großes, beobachtendes Auge vor, das aus einer anderen Welt mitgebracht und kurzerhand in die Mauer eingesetzt worden war. Als sollten die Geister aus dem Totenreich einen Beobachtungsposten haben.

Don kannte jede Einzelheit. Dieses Fenster war ihm vertrauter geworden als alles andere zuvor in seinem Leben. Eigentlich lächerlich, er hätte sich auch daran gewöhnen müssen, stattdessen beobachtete er es mit Skepsis und Sorge.

Dort rührte sich nichts.

Aber warum schwitzte er dann so stark, wenn nichts geschah. War es die Luft, die ihm anders vorkam als in den vergangenen Nächten? Sie war dichter geworden, wurde von etwas, das er sich nicht erklären konnte, beherrscht.

Am Fenster bewegte sich etwas.

War es der Geist?

Don hielt den Atem an – und stieß ihn erleichtert wieder aus, denn es war nur die Gardine gewesen, die einen leichten Schwung bekommen hatte. Vom Wind bewegt, mehr nicht.

Wenn Wind geweht hätte!

Don fiel ein, dass es völlig windstill war. So ruhig, wie er es in den vorherigen Nächten nicht erlebt hatte. Da hätte sich die Gardine nicht bewegen können. Durchzug herrschte ebenfalls nicht. Davor hütete man sich im Krankenhaus.

Nein, dachte Don. Ich habe mich nicht geirrt. Die Gardine hat sich bewegt, oder sie ist bewegt worden.

Bewegt worden?

Von wem?

Cavendish fühlte sich plötzlich so wie kurz vor der Begegnung mit dem Hausmeister. Wieder raste ein Adrenalinstoß durch seinen Körper und machte ihn wacher als wach.

Er ließ das Fenster nicht aus den Augen. Er sah den Schatten des Baumes dahinter. In diesem Augenblick tat sich dort etwas. Es blieb nicht so wie immer, da war etwas.

Eine graue Füllung!

Pfeifend stieß er die Luft aus. Er kannte diese schreckliche Graue aus der Schule. Die Gestalt war kurz nach dem Tod des Hausmeisters erschienen. Groß, wuchtig, gefährlich, und sie stand plötzlich vor seinem Fenster, ohne mit dem drei Stockwerke tiefer liegenden Boden auch nur den geringsten Kontakt zu haben.

Das war Wahnsinn, unglaublich…

Vor dem Fenster hing der Unheimliche in der Luft. Die Stille bedrückte den Kranken, sie flößte ihm gleichzeitig Angst ein und veränderte seinen klaren Blick, denn als er den Kopf drehte, hatte er den Eindruck, als würden sich auch die Wände bewegen.

Durch die geisterhafte Gestalt ging ein Ruck. Ein kurzes Zucken, wie er feststellte.

Dann bückte sie sich.

Kein Laut war zu hören. Alles lief in einer bedrückenden Stille ab.

Die Gestalt füllte die gesamte Breite und auch Höhe des Fensters aus. Sie glich einem starren Nebel, der sich trotzdem bewegte und sich nach vorn drängte.

Hinein in das Krankenzimmer.

Don Cavendish wunderte sich, wie ruhig er im Bett liegenblieb. Er kam sich in diesem Augenblick vor wie der Mann im Kino, der im Sitz hockte und nur schaute.

Der Kranke schaute nur. Seine Augen kamen ihm glasig vor, er konnte alles nicht begreifen, aber es war eine Tatsache. Nicht nur weil sich der große, graue Geist bewegte, im Zimmer veränderte sich auch etwas, denn vom Fenster her erwischte ihn ein eisiger Luftzug. Er wehte über seih Bett hinweg, direkt in Dons Gesicht.

Da wusste er, dass es kein Traum war. Diese Gestalt gab es tatsächlich!

Und sie kam auf ihn zu.

Sie war die Kälte, die war unbegreiflich, sie war gleichzeitig auch der Tod!

Don Cavendish hatte dem Sensenmann schon mehr als einmal ins knöcherne Gesicht geschaut. Er hatte dieser Sonderbrigade angehört und Einsätze hinter sich, die mehr als lebensgefährlich waren. Aber nie war seine Furcht so stark und bedrückend gewesen wie in diesen Augenblicken, als das unbegreiflich Fremde auf ihn zukroch. Es war für ihn das Tier, das Böse, das Unheimliche, das Grauen aus einer anderen Welt, die ein Schlupfloch geöffnet hatte.

Sein Atem fror ein. Irgendwo hinten in der Kehle blieb er stecken, und er schaute zu, wie die sich am Fußende des Bettes stehende Gestalt lautlos nach vorn beugte, als wollte sie sich vor ihm verneigen.

Aber das hatte sie nicht vor. Sie drückte zwar ihren Körper dem Bett entgegen, aber sie glitt darüber hinweg und genau auf den Kopf des Kranken zu.

Don saß unbeweglich. Nicht einmal seine Wimpern zuckten. Er war zu Stein geworden, sein Verstand vollzog einfach nicht nach, was er da zu sehen bekam.

Und die Kälte blieb.

Sie kroch sogar näher. Sie drückte sich auf ihn zu, sie kam herbei, sie hatte Gestalt – ein Gesicht.

Es war die geisterhafte Fratze, die plötzlich dort vor ihm schwebte, wo die Hände flach auf dem Leinen lagen. Don konnte nichts tun, die Anwesenheit des anderen hatte seine Aktivitäten gelähmt, und er schaute nur nach vorn, direkt in die Fratze, die es tatsächlich war.

Ein Geist und ein Mensch!

Materie und Nichtmaterie mussten sich hier miteinander vermischt haben. Die einzelnen Züge waren deutlich zu erkennen, die Falten an den Wangen, die hohe Stirn und dahinter die Haare, die sich in einem dunkleren Grau abmalten. Don sah sogar die Augen.

Er fühlte sich von dem Blick dieser Geisterscheinung wie von einem Messer durchbohrt.

Die Kälte nahm zu.

Dünnes Eis kroch wie Nebelschwaden in seine Richtung. Es drängte nicht nur auf das Gesicht zu, es drang sogar durch die Decke und floss über die nackten Beine. War es eine Vorahnung? Oft genug hatten Menschen über den Tod geschrieben, wie es wohl war, wenn er zu ihnen kam. Cavendish erlebte es am eigenen Leib. Das war der Tod, der auf seinem Bett hockte, denn er hatte die andere, die Geisterwelt, verlassen, um an ihn heranzukommen.

Ein breiter Mund mit sehr blassen Lippen bewegte sich dicht vor ihm. Der Geist sprach, doch Don hörte kein Wort. Er verstand die Botschaft trotzdem und empfand sie als furchtbar.

Man kann mich nicht töten. Nicht mich, den Hausmeister, nicht

Ewald Trigger.

Cavendish wollte etwas sagen. Seine Kehle saß zu. Der Mund stand offen, seine Lippen kamen ihm vor wie rissige, kleine Schläuche. Hinter der Stirn hämmerte es. Das Blut schoss viel schneller durch seine Adern, die Furcht drängte sich immer tiefer in sein Inneres, und ein leichter Schwindel hatte ihn erfasst.

Andere Mächte spielten mit ihm, den Wehrlosen, und das Grinsen im Gesicht der Erscheinung bewies ihm, dass dieser Besuch noch längst nicht beendet war.

›Ich werde mir deine Tochter noch holen. Ja, du kannst dich darauf verlassen. Ich hole sie und auch andere…‹ Nein, wollte Don schreien. Nein …

Es klappte nicht. Stattdessen bewegten sich gespreizte Hände auf ihn zu. Groß wie Grabplatten kamen sie ihm vor, und sie fanden ihr Ziel, denn die umklammerten seinen Hals von zwei verschiedenen Seiten.

Sehr sacht und sanft zuerst, dann aber stärker, denn sie drückten immer mehr zu.

Cavendish schnappte nach Luft. Er würgte, das fremde, vertraute und geisterhafte Gesicht verschwamm vor seinen Augen. Es verzerrte sich zu einer wahnsinnigen Fratze, zu einem zuckenden, irren Gebilde, das von einer Seite zur anderen huschte, aber nie verschwand.

Er schrie, jedenfalls glaubte er, das zu tun. Stattdessen aber würgte er nur. Die heiße Angst wühlte in seinem Körper. Sie fraß die Seele auf, sie machte ihn fertig, sie war wie Hitze und Eis zugleich, und er bewegte sich plötzlich unruhig in seinem Bett hin und her, wobei er achtgeben musste, dass er nicht über die Kante fiel und auf dem Boden landete.

Jemand öffnete die Zimmertür.

Ein Luftzug fuhr über sein Bett hinweg, und es sah aus, als wäre er es gewesen, den der Geist in die Höhe gewirbelt hatte, denn plötzlich zuckte er der Decke entgegen und war verschwunden.

Don lag schweißgebadet unter der dünnen Decke. Er hörte sich selbst keuchen und jammern. Jemand knipste das Licht der Nachttischleuchte an. Es war die Nachtschwester, eine zierliche Vietnamesin, deren besorgter Blick auf sein verzerrtes und schweißnasses Gesicht fiel.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte sie wider besseres Wissen. »Was haben Sie? Was ist mit Ihnen?«

Er wollte der Schwester eine Antwort geben, nur fiel es ihm zu schwer, die Worte auszustoßen. Das aus seinem Mund fließende Krächzen klang dünn und zischelnd. Er war nicht mehr in der Lage, vernünftig zu reden.

»Haben Sie schlecht geträumt?«

»Was… darf ich Wasser haben?«

»Ja, gern.«

Auf dem Nachttisch stand eine Flasche mit stillem Wasser und ein dazugehöriges Glas. Die Schwester füllte es zur Hälfte, und sie unterstützte den Mann beim Trinken.

Dabei sprach sie beruhigend auf ihn ein, doch er hörte nicht zu.

Die Worte glitten an ihm vorbei, denn seine Gedanken bewegten sich bereits in andere Richtungen.

Er dachte an sein schreckliches Erlebnis. Noch immer steckte die Furcht wie die Klinge eines Beils in seiner Brust, und über den Rand des Glases schaute er auf das Fenster.

Es blieb der Schwester nicht verborgen. Sie blickte ebenfalls hin und fragte: »Ist dort etwas?«

Don Cavendish löste seine Lippen vom Glasrand. »Nein, nein, da ist nichts. Ich… ich dachte nur …« Er stieß die Hand zu hastig zur Seite, und Wasser schwappte über. »Ich habe mir wohl etwas eingebildet, denke ich.«

Die Schwester kannte diese Probleme. Sie waren ihr nicht neu, und sie wusste auch die Lösung. »Ich denke, dass Sie schlecht geträumt haben, Mister Cavendish.«

»Ja, das wird es wohl gewesen sein. Ganz sicher sogar. Ich… ich … es tut mir leid.«

»Was denn?«

»Sie sind extra zu mir gekommen und…«

»Nein, nein, das bin ich nicht, Mister Cavendish. Sie müssen doch wissen, dass wir Schwestern verpflichtet sind, jede Nacht die Runde zu machen. Da kommen wir auch zu Ihnen.«

»Das hatte ich vergessen – sorry.«

Die Vietnamesin tupfte dem Mann mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. »Wenn Sie möchten, bleibe ich in der nächsten halben Stunde noch bei Ihnen…«

Endlich schaffte er ein Lächeln. »Nein, um Himmels willen, nur das nicht, Schwester.«

Sie war skeptisch. »Geht es Ihnen wirklich wieder besser?«

Er lächelte noch einmal. »Beinahe schon wieder optimal, Schwester, ehrlich.«

»Nun ja.« Sie hob die Schultern. »Dann will ich Ihnen das mal glauben, Mister Cavendish.«

»Danke.«

Die Krankenschwester stand auf. Sie lächelte ihm zu, als sie ging, doch in ihren Augen stand große Sorge. Leise schloss sie die Tür hinter sich.

Die Symptome waren ihr irgendwie bekannt. Don Cavendish war nicht der erste Patient, den der Krankenhauskoller erwischt hatte.

Halluzinationen oder schlimme Träume setzten vielen Patienten zu.

Das legte sich dann später wieder.
Die Schwester ahnte nicht, dass es bei Don Cavendish anders sein würde. Sie hatte einen Mann allein im Zimmer zurückgelassen, der auch jetzt nicht einschlafen konnte.
Er starrte zum Fenster.
Nichts passierte dort. Aber Don traute dem Frieden nicht mehr. Er glaubte daran, dass sich sein zukünftiges Schicksal und auch das seiner Familie zu einer dunklen Wolke zusammengeballt hatte, die immer näher auf sie zuschwebte.
Die Drohung des Geistes, die seine Tochter betraf, hatte er nicht vergessen. Nach wie vor erfüllte sie sein Denken…

***

Die Vorspeise, Salat mit gerösteten Speckwürfeln, hatten wir hinter uns, auch das erste Glas Wein geleert, und ich erlebte einen etwas entspannteren Don Cavendish, der seit einigen Wochen bei uns im Innendienst arbeitete.
Es gab wohl keinen Kollegen, der über sein Schicksal nicht informiert war, und auch ich wusste, dass er im letzten Jahr um seine Tochter gekämpft und einen grausamen Mörder durch mehrere Schüsse getötet hatte. In der Presse war der Fall groß aufgerollt worden, danach aber schnell in Vergessenheit geraten, denn in einer Millionenstadt wie London passierte immer etwas.
Don Cavendish hatte mich zum Essen eingeladen. Da wir uns relativ fremd waren, hatte ich mir eigentlich keinen freundschaftlichen Grund vorstellen können, und damit hatte ich auch nicht falsch gelegen, denn Don Cavendish brauchte meine Hilfe.
Er hatte mir zwei Geschichten erzählt.
Zum einen hatte er noch einmal von der Rettung seiner Tochter gesprochen, dies aber nicht zu sehr in den Vordergrund gestellt.
Ihm war es mehr um die Erscheinung gegangen, die aus der Wohnung des Hausmeisters gekommen war.
Ich hatte von einer Halluzination im Moment des Schocks gesprochen und war mit dieser Meinung bei ihm nicht angeeckt. Er hatte ähnlich gedacht, dann aber berichtete er, was ihm im Krankenhaus widerfahren war, und ich erfuhr, wie es ihm bei dem Besuch des Geistes ergangen war.
Da hörte ich schon besser hin.
»Jetzt glauben Sie mir?«, fragte er, als der Ober die kleineren Vorspeisenteller abräumte.
»Ich habe nie gesagt, dass ich Ihnen nicht geglaubt hätte.«
Er lächelte und strich über sein Gesicht, das in den letzten Wochen voller geworden war. Ein ruhiges Leben hatte ihm einige Pfunde wachsen lassen, die ihm aber gut standen, so sah er nicht so asketisch

aus. Er hatte auch sein Haar länger wachsen lassen, das ihm immer wieder in die Stirn fiel und von ihm des öfteren zurückgeschoben werden musste. »Danke, John.«

»Wofür?«

»Erst mal für das Zuhören.«

»Es war interessant.«

»Aber Sie sehen keinen Grund, einzugreifen?«

Ich lächelte. »Soll ich ehrlich sein?«

»Darum bitte ich.«

»Bis jetzt noch nicht. Zudem habe ich den Eindruck, dass dies noch nicht alles gewesen ist.«

Don atmete tief durch. »Da haben Sie sich nicht geirrt, John, verdammt nicht geirrt.« Er legte seine Hände übereinander und rieb sie. Dabei schaute er sich in dem kleinen Lokal um, als könnte er auf einem der anderen mit Speisen und Getränken gedeckten Tische die Lösung finden. Wir hatten einen Platz am Fenster bekommen, und unser Blick fiel hinaus in den Garten, in dem einige Lampen gelbweißes Licht abstrahlten und manche Gewächse aussehen ließen, als würden sie über dem Boden schweben.

»Sie haben recht, John, das ist nicht alles gewesen.«

»Ich dachte es mir.«

Er senkte den Blick. »Wollen Sie es jetzt hören, oder soll ich damit bis nach dem Hauptgericht warten?«

»Erzählen Sie es mir gleich. Dann haben wir es hinter uns.«

»Und ich denke, dass Sie den Fall dann mit anderen Augen betrachten werden.«

»Mal schauen.« Noch nahm ich es locker, aber in meinem Innern spürte ich bereits, dass ich an der Schwelle zu einem neuen Fall stand, den ich eigentlich gar nicht gebrauchen konnte, denn ich fühlte mich noch ziemlich ausgelaugt nach der letzte Sache, die Suko und mich nach Russland geführt hatte, wo es Rasputins Tochter beinahe gelungen wäre, mich zu töten. Ich hatte wieder einmal Glück und einen guten Helfer gehabt, denn mein Leben verdankte ich einem Mönch namens Fjodor. Das lag erst drei Tage zurück. Als ich wieder an meinem Schreibtisch saß, hatte ich den Brief des Kollegen mit der Einladung zum Essen gefunden. Wir hatten dann mündlich einen Termin vereinbart, und ich war jetzt gespannt, was er mir noch zu berichten hatte.

Er nickte, bevor er sprach. Auf mich wirkte es wie ein Startsignal.

»Wie ich schon erklärte, ich hatte da zwei Begegnungen, und nach der letzten hörte es auf. Es vergingen Tage, Wochen, ich trat meinen Job hier an, aber diese Drohung geriet trotzdem nicht in Vergessenheit. Seltsamerweise musste ich immer daran denken, aber man ließ mich in Ruhe.«

»Wer ließ Sie in Ruhe?«

»Die anderen Kräfte, denke ich.«

»Gut, sprechen Sie bitte weiter.«

»Es kam zu einer dritten Begegnung. Vor drei Tagen genau geschah dies. Aber nicht bei mir, sondern bei meiner Tochter Dinah.«

Meine Augen bewegten sich nicht. Ich saß plötzlich gespannt da.

Die Erinnerung wühlte Don Cavendish auf, er amtete heftiger, und auf seiner Stirn schimmerte ein dünner Schweißfilm, was sicherlich nicht an der Wärme im Lokal lag, denn Don hielt die innere Erregung gepackt. Er räusperte sich.

»Dinah kam zu mir. Sie war… ja, sie war völlig verstört, denn sie hatte am Abend von einem Geist Besuch gekriegt. Und sie hat ihn auch identifizieren können. Es war Ewald Trigger, der Hausmeister.«

Ich schloss für einen Moment die Augen, brachte meine Gedanken in Ordnung und bat Cavendish, von vorn zu beginnen und kein Detail auszulassen.

»Meine Frau war an diesem Abend nicht da. Sie hat da mit mehreren Freundinnen zusammen einen Bridge-Club, und Dinah war schon zu Bett gegangen. Ich hockte im Sessel, starrte auf die Glotze, was ich gesehen habe, weiß ich nicht mehr, jedenfalls erschien Dinah plötzlich in der Tür und weinte. Natürlich machte ich mir Sorgen, sie redete alles durcheinander. Es dauerte eine Weile, bis sie wieder normal sprechen und ich erfahren konnte, was sie erlebt hatte. Sie hatte schon geschlafen, als sie wach wurde.« Er tupfte mit der Stoffserviette den Schweiß von der Oberlippe und sprach weiter.

»Sie ist nicht einfach so wach geworden, wie sie sagte, sondern durch ein kaltes Gefühl, als würde ihr jemand mit Eishänden über den Körper streichen. Das riss sie aus dem Schlaf. Sie öffnete die Augen und konnte sich nicht bewegen, weil etwas Großes, Graues und Kaltes auf ihrer Brust hockte. Es war selbst im Dunkeln zu erkennen, und sie sah in diesem Geist den Hausmeister. Er war gekommen, er hatte sich lautlos in ihr Zimmer geschlichen, und er sandte ihr eine Botschaft zu. Er hat ihr erklärt, dass er wieder in der Schule ist.« Cavendish stierte mich an. »Haben Sie verstanden, John, in der Schule.«

Ich trank einen Schluck Wein. Bedächtig stellte ich das leere Glas zurück. »Ja, das habe ich gehört.«

»Was sagen Sie?«

»Es ist schwer, eine Antwort zu finden, da bin ich ehrlich. Wir haben nur die Aussage Ihrer Tochter, aber keinen Beweis.«

Damit war Don nicht einverstanden. Er tippte gegen seine Brust.

»Moment, so können Sie das nicht sehen. Ich habe dieses feinstoffliche und trotzdem existente Wesen auch gesehen. Es drang durch das Fenster des Krankenzimmers. Es hat auf meinem Bett gehockt, und ich habe die gleiche, trockene und auch eklige Kälte

gespürt wie meine Tochter. Da hat sich Dinah nichts eingebildet.«

»Meinen Sie?«

»Ja, davon bin ich überzeugt.«

»Bitte, was geschah noch.«

»Wie gesagt, er hat mit ihr gesprochen. Sie weiß also, dass er wieder in der Schule ist. Er hat seine Totenwelt verlassen. Dies überhaupt einem Kind zu sagen, ist schon der reine Irrsinn, aber ich will nicht ablenken, denn er blieb noch bei ihr. Er erklärte ihr, dass er sie noch immer mag, und dass er sie bald holen würde, wie auch die anderen Kinder in der Schule. Er würde ihnen beim Lernen zuschauen. Er ist immer bei ihnen, er findet es toll.«

»Danke, das reicht zunächst.«

»Keine Fragen, John?«

»Und ob.«

Dazu kam ich nicht, denn unser Hauptgang wurde gebracht. Ich hatte mich für Lammfilet mit einer Kräuterkruste entschieden. Dazu gab es Kartoffelgratin, eine dunkle Soße und mit Knoblauch angereicherten Blattspinat. Don aß leichter. Er schaute auf seine Seezungenröllchen, die in einer Champagnersoße schwammen. Dazu reichten sie hier Reis und einfachen Blattsalat.

»Lassen Sie uns erst essen, John.«

Ich war auch dafür. Zudem konnte ich mir die Erklärungen des Kollegen durch den Kopf gehen lassen. Ich hielt ihn nicht für einen Spinner. Dieser Mann kannte sich aus. Der Job hatte ihn hart gemacht. Er stand mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen, und ich wollte nicht abstreiten oder konnte nicht abstreiten, dass es übersinnliche Phänomene gab, auch Geister oder Gespenster, was mir nicht neu war.

Vor unserem Treffen hatte ich mich mit den Hintergründen des Falles Trigger beschäftigt. Dieser Hausmeister war ein schlimmer Mensch gewesen. Er hatte es geschafft, das Vertrauen der Schulkinder zu finden und einige von ihnen missbraucht. Ein Mädchen war dann an den Folgen gestorben.

Wenn ich für alles mögliche Verständnis aufbrachte, auch für gewisse Dinge, die außerhalb des Gesetzes standen, bei Kindesmissbrauch setzte es bei mir aus. Da sah ich nicht nur rot, sondern dunkelrot vor Wut, Hass und Zorn. Was dieser Hausmeister den Kindern angetan hatte, konnte das Leben nicht mehr zurechtbiegen. Er war tot und ich empfand nicht das geringste Bedauern, aber dass er als Geist zurückgekommen sein sollte, das durfte nicht sein, auch wenn es den Tatsachen entsprach. Da musste er so schnell wie möglich gestoppt werden.

»Schmeckt es Ihnen, John?«

Ich krauste die Stirn. »Das Essen ist gut. Unter normalen Umständen

hätte ich es genossen, in diesem Fall jedoch gehen meine Gedanken andere Wege.«

Don Cavendish nickte. Dabei zerstocherte er die Seezungenröllchen mit den Zinken der Gabel. »Dann können wir uns wohl die Hand reichen. Es ist kein guter Termin.«

»Weiß Ihre Frau von dem Treffen?«

»Nein.«

Ich aß ein Stück Lamm. Es war butterweich und ausgezeichnet gewürzt. »Aber sie weiß von der Entdeckung Ihrer Tochter, denke ich.«

»Darüber habe ich mit ihr gesprochen.«

»Wie hat sie reagiert?«

Cavendish hob die Schultern. »Sie hat es zum Glück nicht so ernst genommen. Ich will es mal so ausdrücken. Sie hat ihr nicht geglaubt und es noch als Folge des Schocks angesehen. Ähnlich reagierte auch die Psychologin, in deren Behandlung sich meine Tochter befindet.«

»Das ist vorteilhaft.«

»Denke ich auch, John. So könnte Ihnen niemand hereinreden, falls Sie sich um die Dinge kümmern sollten.«

Ich stimmte ihm noch nicht zu und leerte den Teller. Es war noch etwas Spinat in der Schüssel. Auf ihn verzichtete ich ebenso wie auf die Kartoffeln.

Als der Ober abräumte, sagte Cavendish. »Natürlich stehen zahlreiche Fragen offen, denke ich…«

»Das meine ich auch.«

»Ich höre.«

»Lassen wir mal die Begegnung zwischen dem Geist und Ihrer Tochter außen vor. Diese Erscheinung hat von der Schule gesprochen, in die sie wieder zurückgekehrt ist.«

»Das stimmt.«

»Können Sie mir mehr über die Schule erzählen? Mich würde dieses Gebäude interessieren.«

Don runzelte die Stirn. »Das wundert mich. Was soll ich da sagen? Es ist fast eine normale Schule.«

»Warum nur fast?«

»Weil sie von der Menge der Schüler in den letzten beiden Monaten verkleinert wurde. Man hat die Klassenräume in der ersten Etage, die man nicht mehr brauchte, an eine private Filmgesellschaft vermietet.«

»Wie bitte?«

Er lächelte. »Nun ja, ich habe mich erkundigt. Die Gesellschaft nennt sich Moviestar. Ihr Chef ist ein gewisser Charles Rees. Aus einigen Klassenräumen wurden Studios, ein Archiv ist ebenfalls eingerichtet worden, und Moviestar arbeitet professionell. Man drehte dort Filme, die sich um die Stadt London drehen, man holte Bürger vor die

Kamera, die mit irgendwelchen Problemen an die Öffentlichkeit gehen, denn Rees dreht nicht nur selbst, er vermietet auch.«

»Er ist also harmlos, normal.«

»Bestimmt.«

»Wann werden die Studios benutzt?«

»Immer am Nachmittag, wenn die Kinder die Schule verlassen haben.«

»Wie alt sind die Kinder?«

»Nur die ersten Schulklassen. Bis zu zehn, elf Jahren. Danach trennen sich ja die Wege der meisten.«

Der Ober schlich heran. Er hatte ein müde wirkendes Gesicht, doch jetzt lächelte er, als er sich nach weiteren Wünschen erkundigte. Wir bestellen beide Kaffee.

»Kein Dessert, die Herren?«

Wir lehnten dankend ab.

Ich kam auf diesen Charles Rees zu sprechen. »Haben Sie sich persönlich mit dem Moviestar-Chef unterhalten?«

Cavendish nickte. »Das habe ich. Gestern noch. Es war nicht einfach, ich musste um das Thema herumreden, aber ich habe ihn gefragt, ob ihm und seinen Kollegen etwas Ungewöhnliches aufgefallen ist. Das war nicht der Fall. Es lief alles normal.«

»Auf Einzelheiten sind Sie nicht eingegangen?«

»Nein, um Himmels willen. Ich wollte keinen Menschen beunruhigen. Ich habe mich dann empfohlen.«

»Es bleibt uns also nur die Aussage Ihrer Tochter.«

»So ist es.« Er schaute mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Zu wenig für Sie, John?«

Ich lächelte in meine Kaffeetasse und sah das Bild meines Gesichts geisterhaft schwach auf dem Spiegel der Oberfläche schwimmen.

»Nein, nicht zu wenig. Ich habe schon Fälle erlebt, die mit weit weniger Informationen begannen.«

»Dann habe ich Hoffnung.«

Ich trank den Kaffee, der mir nicht sonderlich gut schmeckte, kein Wunder, ich war Glendas gewohnt. »Ja, ich werde mich einsetzen, ich übernehme den Fall, und ich denke auch, dass ich diesen Hausmeister finden werde oder dessen Geist. Nur brauchte ich die Adresse der Schule.«

»Danke.« Er griff in seine Sakkotasche und holte einen Zettel hervor. Er hatte mir alles genau aufgeschrieben. Die Schule lag im Südosten von London, nicht weit vom Southwark-Park entfernt. Ich kannte mich dort nicht besonders gut aus, das aber ließ sich ändern.

»Die Umgebung ist normal. Wohnhäuser, keine Slums.«

»Und Sie wohnen auch dort, denke ich.«

»Ja, nicht weit weg.«

Ich steckte den Zettel ein. »Gut, dann werde ich mich mal dort umschauen.«
»Wann, wie und wo? Haben Sie schon einen Plan?«
»Sagen wir so, Don. In meinem Kopf regt sich etwas. Ich denke, dass ich mich mal mit den Filmleuten zusammensetze und mit ihnen einige Gespräche führe.«
»Mehr nicht?«
»Abwarten.«
»Ich dachte schon daran, in der Schule eine Nacht zu verbringen. Verstehen Sie?«
»Ja, und Sie haben sich dafür die Wohnung des Hausmeisters ausgesucht, denke ich.«
»Genau.«
»Tun Sie es denn?«
Don Cavendish saß vor mir. Er veränderte sich. Er war schwer zu beschreiben, aber in diesem Augenblick erinnerte er mich an einen Mann, der aufgegeben oder mit einem Teil seines Lebens gebrochen hatte. »Soll ich, ein Krüppel, mich einer Gefahr wie dieser stellen?«
Ich wusste Bescheid. Das nicht mehr vorhandene Bein war sein großes Problem. »Zehn Jahre meines Lebens würde ich dafür geben, die Prothese in die Ecke schleudern zu können, um sie gegen mein normales Bein auszutauschen.«
»Das verstehe ich.«
»Wäre ich voll dabei, John, hätte ich mich nicht an Sie zu wenden müssen. Nehmen Sie das bitte nicht persönlich, aber Sie wissen bestimmt, welchen Job ich früher hatte.«
»Ich weiß.«
Er hob die Schultern. »Deshalb habe ich ja so stark auf Ihr Verständnis gehofft.«
»Da wäre noch etwas«, sagte ich. »So ganz außen vorlassen möchte ich Sie nicht.« Ich lachte leise, als ich sein erstauntes Gesicht sah.
»Ich denke daran, dass Sie mich passiv unterstützen. Der Geist des Hausmeisters hat sich an Ihre Tochter Dinah gewandt.«
»Jaaaa – und?«, dehnte er.
»Ich möchte, dass Sie Dinah nicht aus den Augen lassen, wenn eben möglich.«
Er senkte den Kopf, tupfte wieder Schweiß von seiner Oberlippe und räusperte sich. »Meinen Sie, ich soll das Kind aus der Schule lassen?«
»Wäre das möglich?«
»Ja, schon, aber es gäbe Probleme.«
»Inwiefern.«
»Mit Anne, meiner Frau. Sie ahnt nicht einmal etwas. Allerdings lassen wir Dinah nie allein. Sie wird immer von der Schule abgeholt. Finden Sie denn, dass die Gefahr in unserer Wohnung nicht so groß

ist?«
»Das kann ich schlecht beurteilen.«
»Immerhin hat es dieser Geist geschafft, auch in ihr Zimmer einzudringen.«
Ich nickte. »Das ist unser Problem. Es hätte auch keinen Sinn, wenn Sie Ihre Tochter aus London weg zu irgendwelchen Verwandten oder Freunden schicken, denke ich.«
»Stimmt. Wo dieser Geist hin will, da gelangt er auch hin. Ich stehe da im Regen. Was ich auch mache oder machen möchte, ich habe immer den Eindruck, dass es verkehrt ist. Sie sind meine Chance, John. Unsere Hoffnung, meinetwegen, und Sie könnten Dinah ja im Auge behalten, denke ich, wenn Sie sich schon am frühen Morgen um die Schule kümmern, wenn die Kinder Unterricht haben.«
»Bravo. Das ist eine Möglichkeit.«
Don Cavendish wirkte erleichtert. »Warten Sie.« Er griff in die Tasche. »Ich werde Ihnen ein Bild von Dinah mitgeben. Sie sollen die Kleine erkennen.« Er zupfte es aus seiner Brieftasche und reichte es mir über den Tisch hinweg.
Ich schaute mir die Fotografie an. Dinah war ein nettes Kind. Fröhliche Augen, ein lachender Mund, blonde Lockenhaare, ein richtiges kleines Püppchen. Kaum vorstellbar, dass sich dieses Kind in den Klauen eines perversen Widerlings und dessen Geist befunden hatte. Mir wurde die Kehle trocken, ich riss mich jedoch zusammen, weil ich den Vater nicht durch meine Reaktion beunruhigen wollte.
»Dinah kommt auf ihre Mutter«, erklärte er mir. »Zum Glück«, fügte er noch hinzu.
Ich steckte das Bild ein. »Ich denke, das ist es erst einmal gewesen, Don.«
Er fasste über den Tisch hinweg und ergriff meine beiden Hände.
»Verdammt, ich bin so froh, ich danke Ihnen schon jetzt, John, dass Sie sich darum kümmern und…«
»Bitte, nicht so voreilig. Ich bin weder Super – noch Wundermann.«
»Ist mir bekannt, aber ich kenne auch Ihre Erfolge.«
»Jeder Fall läuft anders.«
Don Cavendish winkte den Ober herbei und bat um die Rechnung. Die letzten beiden Stunden hatten ihn verändert. Er wirkte nicht mehr angespannt wie zu Beginn unseres Treffens. Hoffnung war in ihm aufgekeimt, das sah ich am Ausdruck seines Gesichts, und auch seine Augen zeigten dies an.
Er humpelte vor mir her, und ich sah; dass er die Zähne zusammenbiss. Mit dieser Behinderung würde er sich nie abfinden können, sie blieb stets eine Zäsur in seinem Leben.
»Wie setzen wir uns in Verbindung?«, fragte er, als wir über den Parkplatz schritten.

»Sie hören von mir.«
»Ist gut.« Erblieb stehen, reichte mir die Hand und bedankte sich noch einmal.
Ich bedankte mich für das Essen und wartete so lange, bis er in den Wagen gestiegen und abgefahren war. Es war nicht früh, aber auch nicht spät am Abend. Mir stand noch genügend Zeit zur Verfügung, um meinen Plan in die Tat umzusetzen.
Ich wollte mir die Schule einmal aus der Nähe anschauen…

***

Durch Southwark war ich gefahren und hatte auch die Nähe des Parks erreicht, wo ich die Schule finden würde. Langsam rollte ich durch ein enges Wohngebiet und auch am Haus der Cavendish vorbei. Sie lebten in einem Gebäude, das sechs Wohnungen beherbergte und von außen verklinkert war. Die Häuser waren noch nicht alt, sie sahen entsprechend gut aus. Dass Don zu Hause war, sah ich deshalb, weil sein Wagen vor dem Haus parkte.
Ich hatte also freie Bahn, fuhr ein Stück weiter, erreichte eine Kirche und stellte fest, dass hinter ihr eine ziemlich dunkle Fläche lag.
Das musste ein kleiner Park sein, und in einem derartigen Park hatte auch die Schule ihren Platz gefunden.
An der Ostseite der Kirche rollte ich vorbei. Das Licht der Scheinwerfer huschte auch über einen schmalen Gehsteig und spiegelte sich an den Stäben eines Gitters. Es gehörte zu der den Friedhof umgebenen Mauer, die dann von einer anderen abgelöst wurde und bereits zum Komplex der Schule gehörte.
Diese Mauer war alt, man sah es an dem Dach darauf. So hatte man früher gebaut, heute nicht mehr. Aber die Mauer aus Ziegelsteinen und ihrem rissigen Betondach stand noch immer, ebenso wie die Schule. In dieser Nacht war sie nicht mehr als ein düsterer Klotz auf einem Schulhof, den sie sich mit einigen Bäumen teilte, wahrscheinlich Platanen. Zwar hatten wir März, doch kein Laub zeigte sich an den Ästen und Zweigen. Wie Skelette ragte das Geäst in den dunklen Himmel.
Ich hielt nach einem Parkplatz Ausschau und fand ihn an der gegenüberliegenden Seite der Schule, wo ein leeres Grundstück wie eine düstere Insel lag.
Davor stellte ich den Wagen ab, stieg aus, atmete tief durch und genoss die relative Stille.
Relativ deshalb, weil ein ferner Verkehrslärm wie ein nie abreißendes Brummen an meine Ohren drang. Ich überquerte die Straßen mit schnellen Schritten und stand vor der Dachmauer des Schulhofs.
Den normalen Eingang nahm ich nicht, kletterte über die Mauer

hinweg und stand auf einem nicht betonierten Platz. Man hatte hier Sand, Steine und lehmige Erde als Gemisch angeschüttet und es plattgewalzt.

Über mir zeichnete sich der Schatten eines Baumes ab. Dahinter lag die dunkle Mauer der Schule.

Ich sah die Fenster, die im Flur höher, die in der Klasse weniger hoch waren und sie kamen mir noch dunkler und abweisender vor als das eigentliche Mauerwerk.

Nach einem Lichtschimmer suchte ich vergeblich. Die Schule lag eingeschlossen in der absoluten Finsternis vor mir, und sie machte auf mich einen irgendwie feindlichen Eindruck. Wahrscheinlich deshalb, weil ich im gewissen Sinne vorbelastet war.

Ich hatte die Eingangstür erkennen können und ging darauf zu.

Unter meinen Füßen knirschte der auf dem Boden liegende Schmutz. Ich drückte die kleinen Steine zusammen, ich trat hin und wieder gegen alte Blätter und spürte den leichten Nachtwind.

Es war längst nicht mehr so kalt. Der Frühling ließ sich nicht aufhalten. Ich erinnerte mich daran, am späten Vormittag zahlreiche Kraniche gesehen zu haben, die ihre nordafrikanischen Überwinterungsplätze verlassen hatten, um nach Norden zu fliegen. Sie waren die Vorboten des Frühlings.

Vor der Tür blieb ich stehen.

Sie gehörte noch zu den alten Eingängen. Die neuen Schulen – zumeist auch flache Gebäude – waren ja mit Glastüren versehen. Die sah ich hier nicht.

Wenn mich nicht alles täuschte, bestand die Tür sogar aus dickem Eichenholz, damit sie so manchem Wutausbruch eines Schülers standhalten konnte. Ich lächelte, als ich an meine eigene Schulzeit dachte, denn so ähnlich hatte auch meine Schule ausgesehen.

Ich schaute mir die mächtige Klinke an, umfasste das kalte Metall, drückte die Klinke auch nach unten, aber die große Hoffnung erfüllte sich nicht.

Die Tür war abgeschlossen.

Hier und auf dem normalen Weg gelangte ich nicht in das alte Gebäude hinein.

Dass Schulhäuser mehrere Eingänge haben, war mir auch noch in Erinnerung geblieben, und so suchte ich die Seite und die Rückfront ab.

Mutterseelenallein schritt ich über den alten Schulhof. Ein wenig erfasste mich das Friedhofsgefühl, denn so ähnlich fühlte ich mich auch auf einem stillen, nächtlichen Totenacker.

Über mir schwebte zwar ein wolkenbedeckter, aber dennoch klarer Himmel, denn die Schichten waren ziemlich dünn. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich die fernen Gestirne.

Das brachte mir nicht viel. Ich hätte lieber eine offene Tür gesehen, die allerdings blieb außer Sicht.

Natürlich fand ich eine zweite Tür. Direkt an der Rückseite, in einer Nische versteckt und neben einem hohen Holzstapel. Ich trat in die Nische hinein und war für die Umwelt praktisch nicht mehr vorhanden. Das Licht meiner Taschenlampe erwischte eine matt schimmernde Klinke, die ziemlich ramponiert aussah und wie eine tote Hand nach unten hing.

Die Klinke setzte mir auch keinen Widerstand entgegen. Ich konnte sie locker bewegen, dabei klackerte sie wie ein altes Kugellager.

Was tun?

Die Tür aufbrechen und in die Schule eindringen? Nein, das wollte ich nicht. Es gab auch keinen Grund für mich, niemand befand sich in Gefahr, niemand brauchte meine Hilfe. Ich stand an einer völlig normalen Schule auf einem völlig normalen Hof, und es gab nichts, was mich zum Eingreifen hätte nötigen können.

Deshalb verließ ich die Nische wieder, ohne allerdings den direkten Rückweg anzutreten. Ich blieb noch auf dem Hof stehen. Die kahlen Bäume bildeten löchrige Dächer über mir, der abnehmende Mond sah seidig aus, und irgendwo im Hintergrund klapperte etwas. Ein Stück Metall, das vom Wind bewegt wurde. Nur hatte der sich ziemlich zurückgezogen. Was also klapperte dort?

Menschen in meinem Job müssen von Natur aus neugierig sein.

Da machte auch ich keine Ausnahme. Als ich dem Geräusch nachging und feststellte, dass der Hof auf der Rückseite größer als auf der vorderen Seite war, da erst sah ich den Schatten an der Mauer, wo das Grundstück sein Ende gefunden hatte.

Es kristallisierte sich hervor zu einem flachen Gebäude. Nur ein schlichtes Rechteck, mehr nicht. Ich sah in der Mitte eine Tür, daneben Fenster, und als ich nahe genug war, um ein Schild lesen zu können, da wurde ich über die Funktion des Baus aufgeklärt.

Er beherbergte einen Kindergarten.

Ich dachte wieder an das Klappern. Es musste in dieser unmittelbaren Nähe entstanden sein. Dabei wusste ich nicht, ob außerhalb oder im Innern des Kindergartens.

Die letzten Schritte bis zur Tür legte ich schneller zurück. Direkt vor dem Glas blieb ich stehen, brachte mein Gesicht bis dicht an die Scheibe, wobei ich achtgab, dass sie durch meinen Atem nicht beschlug.

Mein Blick fiel in einen dunklen Flur oder eine düstere Halle. An den Wänden entdeckte ich schattenhaft die Gemälde der Kinder. Sie hatten dort ihrer Kreativität freien Lauf lassen können.

Im Flur standen offene Kisten, daneben lag Spielzeug aus Holz, Plastik und Stoff.

Hatte es geklappert?

Wenn ja, musste es bewegt worden sein, bestimmt nicht von allein, und ein Kind hielt sich um diese Zeit sicherlich nicht im Bau auf.

Auch hätte ich das Geräusch nicht hören können, weil die Tür geschlossen war. Es stimmte nicht ganz. Ich wurde aufmerksam, weil mich ein wärmerer und etwas muffig riechender Luftstrom traf.

Mein Blick fiel in die Höhe. Das Oberlicht stand schräg. Jemand hatte vergessen, es zu schließen. Also konnte das Klappern doch im Kindergarten entstanden sein.

Mir fiel eine Bewegung an der Wand auf. Es war mehr eine Unruhe, die ich dort feststellte, ein Vorbei- oder Weghuschen. Keine Schritte auf dem Boden, dann wieder das Klappern, und plötzlich rollte etwas von der Seite her in mein Sichtfeld hinein.

Eine Kiste war umgekippt und hatte ihre Ladung verloren. Ein Mischmasch aus Holz- und Metalleisenbahnen rutschte über den Boden. Loks klapperten gegen Wagen, Schienen rutschten gegen Tunnels, Brücken oder Signale.

Ich spannte mich.

Von allein hatte sich das Zeug sicherlich nicht bewegen können.

Zudem dachte ich wieder an die Bewegung, all das war plötzlich uninteressant geworden.

Meine Augen weiteten sich, und im selben Moment wusste ich, dass sich Don Cavendish nicht geirrt hatte.

Hinter der Scheibe stand ein Geist und starrte mich an!

***

Gespenst, Geist, Erscheinung, feinstoffliches Wesen, all das traf wohl zu, aber ich verdrängte die Erklärungen und konzentrierte mich einzig und allein auf das Äußere.

Die Gestalt ragte hoch bis zur Decke.

Sie erschien mir aufgepumpt und aufgequollen. Sie hatte einen Kopf und einen Körper. Ich sah ein Gesicht, das gläsern wirkte. Ich sah die abgespreizten Arme und die ebenfalls gespreizten Hände, als wären sie bereit, Menschen an die Kehle zu springen und sie zu erwürgen. Erscheinungen können harmlos sein, auch wenn sie ihre Entdecker zuvor erschreckt hatten. Diese war es nicht, sie war gefährlich, sie bedrohte mich allein durch ihr Kommen. Ich spürte, dass sie Menschen hasste, dass Gewalt ihre Existenz bestimmte und sie darauf wartete, das Grauen zu bringen.

Der Hausmeister!

Der Kinderschänder und Mörder. Ich hatte Mühe, ruhig zu bleiben und traute mich nicht, nach meinem Kreuz zu fassen, dann hätte ich mich bewegen müssen.

Der Geist des Hausmeisters bewegte sich auf die Tür zu. Er schwebte,

denn den Boden berührte er nicht. In seinem Gesicht zeichneten sich Augen ab, der Mund war zu einem bösartigen, hässlichen Grinsen verzogen, und ich zuckte zurück, als er gegen die Scheibe schlug. Seine feinstoffliche Hand verwandelte sich in diesem Augenblick in Materie, sonst hätte er nicht gegen das Glas hämmern können.

Ich war zurückgehuscht. Es spielte jetzt keine Rolle mehr, was ich tat und wie ich mich bewegte, ich wollte ihn zwingen, bei mir zu bleiben und brauchte mein Kreuz.

Nein, es hatte keinen Sinn. Die Gestalt war plötzlich weg. Sie hatte sich in Windeseile aufgelöst oder war in der Tiefe des Hauses verschwunden.

Ich rappelte an der Eingangstür, ohne sie jedoch öffnen zu können.

Sie war und blieb verschlossen, doch für einen Geist stellte sie kein Hindernis dar.

Was tun? Noch länger hier stehen bleiben und auf eine Rückkehr des Hausmeisters warten? Ich ging davon aus, dass es keinen Sinn mehr hatte. Einmal war genug, er würde kein zweitesmal aus seiner Höhle hervorkommen. Sein Versteck war ideal. Wesen wie er konnten Grenzen aufreißen, sie bewegten sich zwischen den Welten, und ich fragte mich, wie es überhaupt dazu hatte kommen können, dass der Geist des Ewald Trigger keine Ruhe fand. Hatte der lebende Hausmeister eine zu große Schuld auf sich geladen und war deshalb auch im Tod noch bestraft worden? So etwas gab es. Aber ich tendierte nicht zu dieser Lösung. Aus den Gesprächen mit Don Cavendish wusste ich, dass der Hausmeister erschienen war, um Böses zu tun. Er wollte sein Schicksal nicht ändern. Andere Geister erschienen, um etwas wieder gutzumachen.

Das nahm ich diesem nicht ab.

Der wollte Tod, der wollte Terror. Ein Blick auf die Schule ließ mich frösteln. Es lag beileibe nicht an dem düsteren Gebäude, ich dachte vielmehr an die Kinder, die hier in den Morgenstunden unterrichtet wurden. Mir fielen aber auch die Kleineren ein, die in den Kindergarten gingen, Sie waren ebenfalls ohne Schutz. Und wie leicht der Geist Grenzen überwand, hatte er mir bewiesen.

Ich ging den Weg zurück. Diesmal mit einem kalten Gefühl im Nacken. Immer wieder streiften meine Blicke über den Schulhof, da ich dem Frieden nicht traute.

Der Hausmeister zeigte sich nicht mehr.

Als ich meinen Wagen erreicht und mich hinter das Lenkrad setzte, verfiel ich ins Grübeln.

Wir mussten etwas unternehmen. Dem Hausmeister sollte es erst gar nicht gelingen, mit seiner Rachetour zu beginnen. Im Mittelpunkt standen meiner Ansicht nach Don Cavendish und seine Familie. Die Cavendishs wohnten nicht mal einen Steinwurf weit von hier entfernt.

Für einen Besuch war es zu spät. Nur sah ich mich nicht als normalen Besucher an. Ich musste mit den Leuten reden und sie warnen.

Deshalb fuhr ich wieder hin!

***

Anne Cavendish betrat nicht das Wohnzimmer, sondern blieb in der Tür stehen. Sie schaute auf ihren Mann, der wie verloren im Sessel hockte und die rechte Hand um den Hals einer Whiskyflasche gedreht hatte.

»Ich will ja nicht wissen, bei wem du gewesen bist, Don, aber ich möchte nicht, dass du dich betrinkst.«

Cavendish schaute hoch. »Warum nicht?«

»Weil es keine Lösung ist. Du musst dich doch damit abfinden, dass es nicht mehr sein wird wie früher. Du hast nur noch ein gesundes Bein, und keiner von uns oder deinen Kollegen sieht in dir einen Krüppel. Das redest du dir nur selbst ein.«

Don schaute gegen die schräge Decke und dann gegen das dreieckige Fenster an der Südseite des Raumes. Sie lebten unter dem Dach und hatten eine tolle Wohnung. Niemand konnte sich beschweren, der Familie ging es gut. Anne hatte immer wieder versucht, es ihrem Mann klarzumachen, doch es war zu schwierig, Don davon zu überzeugen. Er sah sich selbst als Versager an, er hatte die schrecklichen Träume, und wenn er nicht mehr weiter wusste, griff er zur Flasche. Er trank, bis er irgendwann einschlief. Am anderen Morgen, beim Erwachen, verfluchte er sich dafür selbst.

»Es geht nicht um mich«, sagte er.

»Wirklich nicht?«

»Nein, Anne.« Er lächelte ihr schmerzlich zu. Anne sah noch immer gut aus. Sie war eine patente Frau, mit der man Pferde stehlen konnte. Er freute sich darüber, dass ihre Ehe wieder gekittet war, aber er spürte auch, dass er sie in Gefahr brachte, wenn er so weitermachte wie bisher. »Ich habe noch keinen Schluck getrunken«, sagte er leise.

»Ich möchte auch, dass es so bleibt.«

»Setz dich zu mir«, sagte er.

Anne holte durch die Nase Luft. »Warum? Es ist schon spät. Ich muss morgen ins Geschäft und…«

Hart winkte Don ab. »Verdammt, Anne, das ist alles so unwichtig geworden.«

»Für mich nicht.«

»Doch, setz dich!« Er hatte sehr laut gesprochen, was Anne nicht passte, denn sie hatte Angst, dass Dinah erwachte.

»Kannst du denn nicht leiser sein?«

»Doch, kann ich, aber setz dich.«

Anne ließ sich im zweiten Sessel nieder. Das Zimmer war freundlich

eingerichtet. Die hellen Möbel ließen zu keiner Zeit das Gefühl der Bedrückung aufkommen, selbst am Abend nicht. Doch in dieser Nacht hatte Anne das Gefühl zu frieren, obwohl es wirklich nicht kalt war. Sie war anders als sonst. Erklären konnte Anne es nicht. Sie war wie ein großes Messer, das Mann und Frau voneinander trennen wollte. In dieser Wohnung lauerte etwas, das in die Menschen hineingefahren war, um sie zu beeinflussen. Eine tiefe, unerklärliche Furcht, und Anne gestand sich ein, dass ihr Mann daran die Schuld trug.

Müde strich er durch sein Haar. Es war an vielen Stellen grau geworden. In seine Haut hatten sich harte Falten gegraben, und Don strahlte längst nicht mehr die Energie ab, die ihn damals so attraktiv für sie gemacht hatte.

Anne wickelte sich fester in den Morgenmantel.

»Ich höre, Don.«

Er ließ die Flasche los und nickte. »Du fragst dich sicher, wo ich den heutigen Abend verbracht habe.«

»Ja, das tue ich. Du hast es mir nicht sagen wollen, ich habe es zähneknirschend akzeptiert.«

»Es tut mir leid, Anne.« Er hob die Schultern. »Ich habe einen Fehler begannen, ich hätte dich einweihen sollen.«

»Einweihen…?« dehnte sie. »In was einweihen?«

»In Dinge, die schrecklich und unbegreiflich sind.« Er schaute hoch. »Du kannst dir denken, um was es geht?«

»Nicht genau, Don.« Ihre Haltung zeigte plötzlich Abwehr. »Bitte, ich möchte nicht, dass du wieder davon anfängst. Das sind doch Hirngespinste, glaube mir.«

»So denkst du, aber nicht John Sinclair.«

»Wer bitte? John Sinclair… Moment«, sie schnippte mit den Fingern, »den Namen habe ich doch schon gehört.«

»Ja, er ist ein Kollege.«

»Ja, ja«, rief sie, »der Geisterjäger.«

Don nickte. »Und mit ihm habe ich gesprochen. Ich habe ihn zum Essen eingeladen, deshalb war ich einige Stunden verschwunden. Nichts anderes hat dahinter gesteckt. Keine Frau, wie du möglicherweise angenommen hast, Anne.«

»Pardon, aber das ist eine Unterstellung von dir.«

»Kann sein. Manchmal denken Frauen ebenso.«

Anne schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht sah müde aus. Um die Lippen herum lag ein gequälter Ausdruck. »Bleib beim Thema, Don. Es hat keinen Sinn, wenn wir alte Wunden aufreißen.«

»Das meine ich auch.« Don atmete einige Male tief durch. So hatte er Zeit, sich zu konzentrieren. Anschließend begann er mit seinem Bericht. Er sprach wieder über seine persönlichen Probleme, die mit der Amputation des Beins begonnen hatten. Er redete auch über seine

schrecklichen Alpträume, die so unglaublich real gewesen waren, und er sprach über seine Angst, die er sich um seine Familie machte.

Anne hatte ihm zugehört. Ihr Gesicht war sehr ernst geblieben.

Auf der Stirn, direkt über ihren Augen, zeigte sich eine steile Falte.

Bei ihr ein Zeichen, dass sie entweder nachdachte oder unzufrieden war. »Ich kann dir nicht glauben«, sagte sie nach einer Weile. »So leid es mir tut, Don, ich kann dir nicht glauben.«

»Das wusste ich.« Er stellte es einfach nur fest. Keine Emotion schwang in seiner Stimme mit.

»Weißt du…«, Anne rang nach Worten. »Ich habe nicht Psychologie studiert, aber man liest ja sehr viel. Ich könnte mir denken, dass es nach wie vor der Schock über die Veränderung ist, der in dir rebelliert. Vielleicht wären einige Sitzungen bei einem Psychologen wirklich besser. Du müsstest dir nur einen Ruck geben.«

»Nein, auf keinen Fall. Ich habe nicht gelogen. Es ist alles echt. Da drängt sich auch nichts hoch. Ich habe kein Unterbewusstsein, das verrückt spielt. Ewald Trigger ist tot, das steht fest. Aber er ist trotzdem nicht tot. Er hat es geschafft, als Geist zurückzukehren, und er wird uns quälen. Er wird sich Dinah holen. Er wird das vollenden, was ihm nicht gelungen ist.«

»Das glaubst du?«

»Und wie ich das glaube.«

»Aber ich nicht. Das sind Einbildungen, Hirngespinste. Wir stecken vielleicht beide in einer Krise. Du wirst dich daraus nicht mehr befreien können. Wir haben hier eine Gemeinschaft, Don, wir haben auf dich Rücksicht genommen, und ich möchte dich bitten, auch auf uns Rücksicht zu nehmen.«

»Wie sähe das aus?«

»Indem du mit einem Psychologen redest. Er wird mit dir über die Probleme reden. Er ist der Mann, der dich verstehen und dir die große Angst nehmen kann.«

»Tatsächlich?«

»Ja.« Sie nickte heftig. »Ich bin davon überzeugt. Meiner Ansicht nach hast du dich an den falschen Helfer gewandt.«

»John Sinclair ist gut, Anne. Der weiß genau, wie er zu handeln hat. John ist ein Fachmann. Dass er Geisterjäger genannt wird, mag zwar manchmal etwas überspitzt klingen, aber es hat seine Berechtigung. Er wird versuchen, diesen Geist zu stellen.«

»Kann man Geister stellen?«

»Er ja.«

»Und warum sollte gerade uns ein Geist erschienen sein?« Anne hatte Mühe, ruhig zu bleiben.

»Es hängt mit diesem Toten zusammen. Wir kennen Trigger nicht. Wir haben von ihm nichts gewusst. Er war Hausmeister, okay, er war

sogar relativ beliebt. Er gehörte zu denjenigen, denen man aber auch einen gewissen Respekt zollte.«

»Nicht Angst?«

Don räusperte sich. »Ja, das ist auch möglich. Jedenfalls bei unserer Tochter. Sie hat Glück gehabt, andere hatten es nicht. Es müssen schreckliche Dinge zwischen ihm und den Kindern geschehen sein. Und für seine Taten habe ich ihm den Tod gegönnt. Als ich hochging, um ihn zu stellen, da hatte ich mir vorgenommen, ihn zu vernichten. Ich wollte seinem dreckigen Leben ein Ende setzen.«

»Was dir auch gelungen ist.«

»Nicht ganz, Anne. Er ist zwar tot, aber er ist nicht erledigt oder verschwunden. Ich habe ihm das Leben genommen, seinen Geist konnte ich nicht töten, der kehrte zurück.«

»Und du glaubst daran?«

»Ich habe es erlebt.«

»Hast du Zeugen?«

»Nein, die habe ich nicht.«

Anne runzelte die Stirn. »Dann wird es schwer sein, das alles zu beweisen.«

»John Sinclair hat mir geglaubt, Anne. Das ist für mich das Wichtigste. Ich befürchtete, dass er mich auslachen würde, aber er tat es nicht. Er hat ruhig zugehört und mir versprochen, entsprechende Maßnahmen in die Wege zu leiten.«

»Du glaubst ihm?«

»Sollte ich das nicht?«

Anne hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Er könnte ja nur in deinem Sinne gesprochen haben, um dich zu beruhigen. Oder siehst du das anders?«

Zorn stieg in Don Cavendish hoch. Er hätte nie gedacht, dass seine Frau so wenig verständnisvoll sein würde. »John Sinclair hat es ernst gemeint, Anne. Er ist ein Mann, der jeder Spur nachgeht. Er hat in der Firma einen guten Ruf. Ich finde es ungerecht von dir, so zu reden. So etwas hätte ich nie gedacht.«

»Ich darf eine Meinung haben.«

»Selbstverständlich. Nur möchte ich nicht, dass du mich als einen überdrehten Spinner darstellst und John Sinclair als einen Lügner bezeichnest. Das haben wir beide nicht verdient, Anne.«

»Möglich«, gab sie zu. »Dann sieh du mir bitte auch nach, wenn ich nicht an deine Theorien glaube.«

»Das mag dir unbenommen sein.« Er stierte auf die Tischplatte.

»Einigen wir uns darauf, dass wir uns gegenseitig respektieren. Ich hoffe nur, dass alles gut ausgeht. Ich möchte keinen Toten beklagen, und ob du es glaubst oder nicht, Anne, trotz meiner Amputation möchte ich auch weiterhin am Leben bleiben. Ich werde mich an

meine Behinderung gewöhnen, irgendwann auch mal an meinen Job. Ich möchte, dass es zwischen uns stimmt, Anne, dass wir nicht auseinandergehen, ich will ein Leben in der Familie. Und wenn du mich als Spießbürger bezeichnest, ist mir das auch egal.«

Über den Tisch hinweg griff Anne nach seiner Hand. Sie lächelte weich. Don erinnerte sich daran, dass er dieses Lächeln von früher her kannte. Es war so sanft, so verständnisvoll. Plötzlich hatte er das Gefühl, dass kaum Jahre zwischen dem Kennenlernen und dem Heute vergangen waren. Er wusste selbst, wie sehr ihn die Arbeit früher belastet hatte, und diese Belastung hatte an ihrer Ehe gekratzt. Es waren Risse entstanden, doch diese Wunden waren längst verheilt.

Anne wusste, was ihr Mann benötigte. Sie konnte seine Reaktion verstehen, weil sie sich bemüht hatte, doch plötzlich merkte sie, dass sich Don versteifte. Seine Hand, die unter der ihren lag, bewegte sich nicht mehr. Sie hatte zudem ihre Wärme verloren. Etwas musste schockartig über ihn gekommen sein.

Anne hob den Blick und fragte zugleich. »Was hast du? Was ist mit dir geschehen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Bitte, du musst reden.«

Das allerdings fiel Don schwer. Nur zögernd öffnete er den Mund.

»Anne, hier… hier stimmt was nicht. Ich spüre es.« Bevor sie fragen konnte, sprach er weiter. »Es ist dasselbe Gefühl, das ich erlebte, als ich im Krankenhaus lag. Als der Geist immer näher kam. Du wirst es nicht sehen, aber hier hat sich etwas verändert.«

»Sorry, aber ich sehe wirklich nichts.«

Don gab keine weiteren Erklärungen ab. Stattdessen drehte er den Kopf in die verschiedenen Richtungen. Er durchsuchte das Zimmer und schaute dann auf das dreieckige Fenster.

Es lag in Annes Rücken. Sie hatte den Blick ihres Mannes sehr wohl erkannt. Ihre Hand rutschte von der seinen. Mit einer harten Drehung wandte sie sich um.

Hinter dem Fenster lauerte die Dunkelheit der Nacht. Sie war schwarzgrau. Im Zimmer strahlten verschiedene Lampen entsprechende Helligkeit ab. Ihre Lichter reflektierten auf der Scheibe und hinterließen dort schimmernde Reflexe, die aussahen wie ferne Sterne in der Unendlichkeit des Himmels.

»Ist es dort?«, fragte sie, ohne sich zu ihrem Mann umzudrehen.

»Ja…«

»Und was?«

»Ich habe nichts gesehen, ich konnte es nur spüren, Anne.« Don hatte beide Hände flach auf den Tisch gelegt. Er sah aus, als wollte er aufstehen, was er nicht tat, dafür aber seine Frau, die sich geschickt und geschmeidig erhob beobachtet von den bitteren Blicken ihres

Mannes, denn er konnte sich nicht mehr so bewegen.

Ein anderes Geräusch erregte ihre Aufmerksamkeit. Es war das Knarren einer Tür.

Beide drehten sich um.

Zugleich sahen sie es. Dinah stand auf der Schwelle. Sie war müde und trotzdem hellwach. Sie rieb ihre Augen mit der linken Hand. In der rechten hielt sie ihren Lieblingsteddy. Er sah nicht mehr aus wie sonst, er war zerfetzt worden, als hätte jemand mit harten Zähnen hineingebissen.

»Dinah!«, rief ihre Mutter. »Mein Gott, was ist los? Was hast du?«

»Angst, Mum, ich habe Angst.«

»Das brauchst du nicht.« Anne lief auf ihre Tochter zu und drückte sie an sich. Sie streichelte ihr Haar. »Du brauchst wirklich keine Angst zu haben.«

Don sagte nichts. Er war ebenfalls aufgestanden. In einer versteinert wirkenden Haltung stand er neben seinem Sessel. Er schaute nur auf die offene Tür und spürte die gleiche Furcht wie schon im Krankenhaus. Seine Kehle war trocken geworden. Auch wenn er gewollt hätte, er hätte jetzt nichts sagen können.

Wie aus weiter Ferne drang die Frage der Mutter an seine Ohren.

Sie galt der Tochter. »Wovor hast du denn Angst gehabt? Vor der Nacht? Vor der Dunkelheit?«

»Nein, Mum, vor ihm!«

»Wie bitte?«

»Ja, vor ihm, vor dem Geist…«

***

Durch die Adern des Mannes tobte ein Adrenalinstoß. Verdammt, das ist es! dachte er. Das ist genau das, was ich immer gesagt und gedacht und vor dem ich mich gefürchtet habe. Er wagte es nicht einmal sich zu Frau und Tochter umzudrehen. Er stand still und lauschte seinem überlaut klingenden Herzschlag. Dabei starrte er durch die offene Tür in das dämmrige Dunkel des Kinderzimmers hinein, das direkt neben dem Wohnraum lag. In seinem Hirn tuckerte es. Jeder Herzschlag schien sich zu vervielfältigen, die Kehle saß zu, er spürte wieder den Druck auf seiner Brust, obwohl er diesmal nicht im Bett lag, und er sagte sich, dass er sich einfach bewegen musste, um dann was unternehmen zu können.

Sehr langsam drehte er sich um. Seine Haut im Gesicht sah aus wie blasser Käse. Er atmete stoßweise, und auf der Stirn lagen die Schweißperlen in einer Schicht.

Seine Lippen zuckten. Er hatte Mühe, die entsprechenden Worte zu finden, als er Mutter und Tochter ansprach. Anne hielt Dinah noch immer umklammert.

Sie hatte ihre Wange gegen die des Mädchens gedrückt, das seinen Vater aus großen Kulleraugen anschaute. Er las die Angst darin. Dinah musste Schlimmes erlebt haben.

Bei der Mutter fühlte sich das Kind zunächst sicher. Es brauchte seinen direkten Schutz nicht, so konnte sich Don um andere, wichtige Dinge kümmern.

Da war das Zimmer mit der offenen Tür. Als er atmete, hatte er das Gefühl, dünne Drahtfäden im Hals zu spüren, die allmählich dem Magen entgegenrutschten, wo sie sich zu einem Knäuel vereinigten. Seltsamerweise dachte er wieder an frühere Zeiten. Da hätte er sich in das Zimmer hineinkatapultiert, er wäre zu einem Wirbelsturm geworden, er hätte mit gezogener Waffe den Gegner gestellt, er hätte… hätte …

Und jetzt?

Warum zuckte gerade jetzt ein Phantomschmerz durch sein Bein?

Er spürte ihn bis in den Fuß, obwohl dieser nicht mehr aus Fleisch und Blut bestand. Ein Stöhnen drang über seine Lippen, das weder von der Frau noch von dem Kind gehört wurde.

Er musste in das Zimmer.

Sein erster Schritt kam ihm lächerlich vor. Er zog das Bein einfach zu stark nach. Er war zu unbeweglich. Wenn es hart auf hart kam, hatte er verloren.

Er ging trotzdem.

Seine Waffe lag im Schlafzimmer. Viel zu weit weg. Er wollte den Rest der Familie nicht allein lassen.

Dinah hatte kein Licht eingeschaltet. Als ihr Vater das Zimmer betrat, hatte er das Gefühl, in eine düstere, mit Gefahren gefüllte Höhle zu gehen.

Um ihn herum war die Luft dicht und dick. Die Wände hatten sich verändert, sie waren zu mächtigen Schatten geworden, die sich zusammendrückten und aus dem Raum einen engen Flur machten.

Die Finsternis war wie Watte, die gegen sein Gesicht streifte. Nur undeutlich malten sich die im Raum stehenden Möbel ab.

Rechts das Bett, an der linken Seite der Schrank. Dazwischen und gegenüber der Tür das Fenster.

Ein schwaches Rechteck, leicht angegraut. Mehr hoch als breit.

Kein Rahmen in der Mitte. Ein glatter, viereckiger Durchlass, noch geschlossen, aber ein Zugang, der keinen Geist von seinem Tun würde abhalten können.

Steckte er schon zwischen den Wänden? Wieder ein Schritt nach vorn. Wieder das verdammte Nachziehen des Beins, das Schleifen über den Teppichboden.

Zwei Schritte vor der Tür blieb er stehen. Er schwitzte, die Angst umklammerte sein Herz, doch es ging nicht um ihn, sondern nur um

die Familie.
Wo steckte der Geist?
Aus dem Wohnraum hörte er Annes Stimme. »Du hast geträumt, Darling, du hast nur geträumt…«
»Nein, Mummy, er war da.«
»Wer denn?«
»Der Geist!«
Pause. Überlegen. Dann wieder Annes Stimme. »Und wie hat er ausgesehen?«, fragte sie. »Kannst du ihn denn beschreiben, Liebes?«
»Ja, das kann ich. Er war so groß, riesig! Er ist durch das Fenster gekommen. Ich habe ihn nicht mal gehört. Plötzlich war er da, einfach so.«
»Sonst nichts?«
»Er hat gegrinst, und ich habe ihn erkannt, Mum. Er sah so aus… er sah so …«, ihre Stimme erstickte, sie fing an zu weinen.
Anne hakte nach. »Wie sah er aus, mein Schatz?«
Dinah holte einige Male schluchzend Luft. »Wie… wie Mister Trigger, unser Hausmeister.«
Auch Don hatte die Antwort verstanden. Er fühlte sich wie in einem Kreisel und wunderte sich darüber, dass er es schaffte, auf dem Boden zu bleiben.
Wie Trigger!
Verdammt, genau das war es. Auch er hatte ihn gesehen, den Geist, der wie der von ihm getötete Hausmeister aussah, sich aber nun versteckt oder zurückgezogen hatte, denn im Zimmer befand sich außer ihm niemand mehr.
Anne rief nach ihm, und ihre Stimme klang schrill. »Hast du das gehört, Don? Hast du das gehört? Komm her – bitte.«
Er gab keine Antwort, drehte sich um und humpelte zurück in den Wohnraum. Mutter und Tochter befanden sich noch immer in derselben Haltung. Erst als Don den Raum betrat, stand seine Frau auf und atmete tief durch.
Er nickte nur.
»Du nickst?«, keuchte sie. »Verdammt noch mal, was hat das alles zu bedeuten?«
»Ich hatte es dir gesagt, Anne!«
Sie ballte die Hände. Die Wangen bekamen rote Flecken. Sie stand dicht vor einem Wutausbruch. »Ja, ja, du hast es mir gesagt. Du hast auch von einem Geist gesprochen, aber Geister gibt es nicht, verdammt noch mal.«
Don schwieg. Er schaute sie nur an. Es lag etwas in seinem Blick, dass Annes Wutanfall dämpfte. »Könnte es nicht sein, dass du dich irrst?« fragte er. »Dinah hat ihn gesehen, ich ebenfalls. Ich habe ihn sogar noch gespürt, wie er auf mich kroch und sich auf meine Brust

setzte. Ich hatte das Gefühl, erwürgt werden zu sollen.«

»Von einem Geist – he?«

»Leider ist es wahr.«

»Es war auch so kalt, Dad«, sagte Dinah leise. Sie drückte ihren völlig zerfetzten Teddy an sich. Er sah aus, als wäre er von mehreren Stichen aufgeschlitzt worden. Wer immer das getan hatte, er hatte sich daran ausgetobt. Sägemehl und klein geschnittenes Stroh hatte eine Spur aus dem Kinderzimmer in den Wohnraum gezeichnet.

Don lächelte, obwohl ihm nicht danach zumute war. »Hast du das getan?« fragte er leise und deutete auf den Teddy.

Dinah schüttelte heftig den Kopf. In ihren Augen schimmerten wieder Tränen. »Nein, Dad, das war ich nicht. Das… das hat er getan, der Geist.«

Anne hatte schon den Mund aufgerissen. Sie wollte lachen. Ein scharfer Blick und die Worte ihres Mannes ließen es nicht dazu kommen. »Bitte, Anne, werde nicht hysterisch. Wir müssen einen klaren Kopf behalten und zusehen, dass wir aus dieser Lage herauskommen. Trigger ist zurückgekehrt. Er will das vollenden, woran ich ihn gehindert habe.«

Sie zischte ihn an. »Weißt du eigentlich, dass du damit indirekt vom Tod deiner Tochter sprichst?«

»Ich weiß es.«

Anne schüttelte den Kopf. »Und du schämst dich nicht, Don?«

»Nein. Man kann der Wahrheit nicht entfliehen. Es ist leider so.«

»Es gibt keine Geister, verdammt. Du hast sie mit deinem Gerede angesteckt. Ihr habt euch wahrscheinlich selbst mit eurem Gerede hochgeschaukelt, denke ich.«

Er konnte Anne verstehen. Sie war Realistin, sie wollte so etwas auf keinen Fall wahrhaben, und so versuchte er es von der anderen Seite her. »Und was ist mit dem Teddy geschehen? Schau ihn doch an. Er ist zerfetzt. Was, glaubst du, wer das getan hat, Anne?«

Sie hob die Schultern. »Was weiß ich.«

»Dinah selbst?«

»Das ist möglich.«

»Es war ihr Lieblingsteddy, Anne.«

»Na und? Wer weiß, was in ihren Kopf gefahren ist? Was sie geträumt hat? Im Traum wird sie dann den Teddy zerfetzt haben.«

Don lächelte etwas herablassend. »Mit ihren eigenen Händen, Anne? Traust du ihr das zu? Der Teddy gehört nicht mehr zu den jüngsten Stofftieren. Um ihn aber zu zerstören, muss man doch gewisse Kräfte aufbringen, denke ich.«

»Dann hat sie eben ein Werkzeug im Halbtraum genommen.«

»Nein, Anne, so war es nicht.« Er schüttelte den Kopf. »So ist es wirklich nicht gewesen. Alles, was dir deine Tochter erzählt hat,

entspricht den Tatsachen. Wir sollten uns nicht dagegen wehren. Besonders du solltest deine Meinung ändern.«

»Das kann ich aber nicht. Es ist unlogisch.«

»Geister handeln nicht logisch.«

Die Frau schlug mit der flachen Hand so hart gegen ihre Stirn, dass es klatschte. »Du bist unmöglich, Don! Du willst mir hier etwas einreden, dass es nicht geben kann.«

»So dachte ich auch. Aber wir sind dabei, eines Besseren belehrt zu werden. Trigger ist tot und lebt trotzdem. Das müssen wir alle begreifen.«

»Wo ist die Logik?«

»Es gibt sie nicht. Es sind Dinge, die wir nicht begreifen.« Er atmete stoßweise. »Meine Güte, wenn du mir nur etwas Glauben schenken würdest, wäre viel gewonnen.«

»Ich will und kann es nicht.«

»Auch Dinah kann dich nicht überzeugen?«

»Nein, verflucht!«

Das Mädchen hatte zugehört. Seine Angst kehrte zurück. Es schaute wieder auf den Teddy, der als Fragment an ihren Fingern hing. In den Augen brannte es. Die Tränen liefen auch an den Wangen herab nach unten. Sie schaute zu dem großen, dreieckigen Fenster hin – und der Teddy rutschte aus ihrer Hand.

Er fiel zu Boden, keiner der Anwesenden achtete darauf. Auch Dinah war es egal. Sie starrte auf das Fenster, dann holte sie keuchend Luft und flüsterte: »Das… das … ist er …«

Anne und Don drehten sich. Sie sahen ihre Tochter, die auf das Fenster zeigte und aussah wie eine Puppe. Nichts an ihr bewegte sich mehr. Die Erwachsenen aber kriegten große Augen. Selbst Anne wurde totenbleich, als sie das mächtige Monstrum hinter der Scheibe entdeckte und trotz der Dunkelheit sah, um wen es sich dabei handelte.

Es war der Hausmeister!

***

Die Luft schien für die Familie aus zahlreichen Eiskörnern zu bestehen. Es war so verdammt kalt geworden, nur hatte diese Kälte keinen natürlichen Ursprung. Sie musste aus einer anderen Zeitebene oder Dimension mitgebracht worden sein, sie war böse, und sie war wie eine Klammer, die alles umfasste.

Sie drang durch das geschlossene Fenster, hinter dessen Glas sich die Gestalt dieses unheiligen, schattenhaften Monstrums bewegte.

Das Grauen hatte ihre Wohnung erreicht. Etwas nicht Erklärbares, dem sie trotz ihrer Angst staunend entgegenstarrten.

Don Cavendish dachte an das Versprechen, das ihm dieser Geist im

Krankenhaus gegeben hatte.
Er wollte Dinah holen. Er wollte vollenden, was der Vater des Mädchens verhindert hatte.
Und er kam…
Sie hatten nicht mitbekommen, wie es geschehen war, plötzlich aber hatte er die Scheibe hinter sich gelassen und befand sich im Zimmer. Eine Gestalt, die sich völlig lautlos bewegte, ein düsterer, grauer Schatten, der bis zur Decke reichte und sich dabei noch zu bücken schien.
Es war nicht zu begreifen.
Dinah stand vor ihren Eltern. Aus großen Augen schaute sie der tödlichen Gefahr entgegen, ohne sie allerdings begreifen zu können.
Hinter ihr standen die Eltern. Anne mehr geschockt als ihr Mann, denn für sie war dieser Vorgang völlig neu. Sie konnte ihn nicht nachvollziehen, noch immer dachte sie verzweifelt über eine Logik nach, die es allerdings nicht gab.
Er will Dinah!
Nur dieser eine Gedanke durchschoss den Kopf des Vaters, und Don Cavendish handelte. Er sprach sich dabei auch nicht mit seiner Frau ab, die nichts tun konnte. Mit einem langen Schritt hatte er Dinah erreicht, die aufschrie, als sie die Hände des Vaters an ihren Schultern spürte, und dann zurückgerissen wurde.
»Was tust du?«, schrie Anne.
»Sie muss in ihr Zimmer!« Er schleuderte sie herum und drückte sie in das Dunkel. »Bitte, bleib hier, Dinah! Rühr dich nicht vom Fleck. Okay?«
Das Mädchen nickte nur. Es saß auf seinem Bett, den Teddy noch immer festhaltend, als wäre er der Rettungsanker. Als sie ihren Vater etwas fragen wollte, hatte der bereits das Zimmer verlassen und war zu Anne gelaufen.
»Ich glaube es nicht!«, keuchte sie. »Verdammt noch mal, ich kann es nicht glauben…«
Ewald Trigger war im Zimmer. Er bewegte seinen Kopf. Selbst als Geist wirkte er noch hässlich. Er streckte mit einer sehr langsamen, aber auch intensiv wirkenden Bewegung die Arme vor, und im Gesicht verzerrte sich der Mund zu einem Grinsen. Die Augen waren nichts als blasse, böse Kugeln, er suchte nach einer Möglichkeit, wie er an die Menschen herankommen konnte.
»Wir… wir haben einen Fehler gemacht!«, keuchte Anne. »Wir hätten verschwinden sollen. Zusammen mit Dinah und …«
»Er hätte es nicht zugelassen!«
Eine Sekunde später würgte Anne. Die Hände fuhren hoch zu ihrem Hals. Sie spürte den eisigen Druck, und ihr Mann sah, dass sich die Haltung des Geistes verändert hatte.

Er hatte sich nach vorn gebeugt, den linken Arm ausgestreckt, und seine Hand mit den gespreizten Fingern umklammerten den Hals der Frau. Es sah unnatürlich aus, gespenstisch und nicht zu glauben.

Anne wankte zurück, über ihr stand oder lag dieses mächtige durchscheinende Wesen, das selbst nicht angefasst werden konnte, obwohl es selbst ganz schön zupacken konnte.

Wie hier den Hals der Frau, die nur mehr röcheln konnte. Das Blut war ihr in den Kopf gestiegen. Sie hing in einer Schräglage, und sie musste den Kräften der Erscheinung gehorchen. Der Hausmeister spielte mit ihr, er konnte mit ihr machen, was er wollte, denn sie war nicht mehr als Wachs in seinen Händen.

Er drückte sie zurück, die Hand noch immer an der Kehle. Anne fiel auf den Rücken, sie strampelte, sie schlug um sich, sie traf die Gestalt auch, aber Hände und auch Füße wischten hindurch wie durch Gas.

Es gab keinen Widerstand!

Don Cavendish stand kurz vor dem Durchdrehen. Er wollte es einfach nicht wahrhaben, dass in dieser verdammten Nacht seine Familie ausgerottet werden sollte. Auf der Stelle fuhr er herum. Verzweifelt hielt er nach einer Waffe Ausschau, die er gegen die Gestalt einsetzen konnte. Sein Blick fiel auf einen dreiarmigen Kerzenleuchter, der ihm in dieser Lage zwar lächerlich vorkam, doch er schnappte ihn sich trotzdem und wirbelte mit dem Leuchter in der Hand herum.

Dann schlug er zu.

Der Gegenstand raste schräg auf den Kopf des Hausmeisters zu.

Bei einem normalen Menschen hätte er den Schädel zertrümmert, hier nicht. Don spürte keinen Widerstand, er hätte ebenso gut ins Leere oder in einen Nebel schlagen können.

Die »Waffe« raste in die Tiefe, sie rutschte noch mit der Kante über den Teppich hinweg, hinterließ einen hellen Streifen, Cavendish geriet ins Taumeln und hatte anschließend das Gefühl, von einem Pferdehuf getroffen worden zu sein.

Der Hausmeister hatte mit der freien Hand zugedroschen. Ein Hieb nach hinten und zur Seite. Am Kinn war der Mann getroffen worden. Der Kopf dröhnte, als wäre er als Pauke benutzt worden.

Sein Gehirn schien zu explodieren, er schrie auf, flog zurück und krachte mit dem Rücken gegen den Regalschrank, wo er Bücher und Gläser abräumte. Blut war aus seiner Nase geschossen, die Lippen schmerzten wie eine einzige Wunde, sein Kopf dröhnte, und er hatte zugleich das Gefühl, als wäre seine Prothese gebrochen.

Anne lag auf dem Boden.

Der Zufall wollte es, dass sie ihr Gesicht in seine Richtung gedreht hatte, und er sah das Grauen und die Angst vor dem Tod in ihren Augen. Er konnte nichts tun, Dinah erschien wieder an der offenen Tür, und Don brüllte seine Not hinaus.

In diesem Geräusch ging das Klingeln an der Haustür unter…

***

Ich hatte Glück gehabt, denn die Haustür war nicht verschlossen gewesen. Aus irgendeinem Grund stand sie offen, wahrscheinlich war sie defekt, was mir entgegenkam.

Ich hatte schon draußen nachgeschaut, wo die Familie Cavendish wohnte. In die letzte Etage musste ich, hatte keine Lust zu laufen und ging auf den Lift zu, dessen schwarze Außenverkleidung sich kontrastreich vom Weiß der Treppenhaussteine abhob.

Ich hätte nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen können, ob es richtig war, was ich tat. Aber ich musste was unternehmen, mein Gefühl sagte mir einfach, dass diese böse Erscheinung es wissen wollte. Nachholen, was ihr zuvor bei Dinah Cavendish nicht gelungen war. Der Familie die Tochter nehmen oder alle drei töten.

Das Flurlicht brannte auch noch, als der Lift hielt. Die Tür schob sich automatisch zur Seite, ich konnte die kleine Kabine betreten, schaute gegen die blanken Wände und sah zu, wie sich die »Zelle« allmählich schloss.

Ich drückte den Knopf zur letzten Etage. Ruhig und ohne zu rucken, fuhr die Kabine an. Mit jedem Stockwerk, das wir passierten, wuchs meine Spannung.

Es gab im Prinzip keinen Grund dafür, es musste einfach an meinem Gefühl liegen, das ich nicht unterdrücken konnte, auch wenn ich mich bemühte.

Die dritte Etage, die vierte…

Der Lift stoppte.

Alles waren normale Vorgänge, die ich unzählige Male erlebt hatte. Hier kamen sie mir überdeutlich vor, und sie schienen wie scharfe Bilder über meine Netzhaut zu fließen. Ich sah mich als Teil eines Ganzen, das so harmlos und normal aussah, einen Moment später aber bereits explodieren konnte.

Ich hatte keine direkte Furcht um mich, aber ich spürte, dass etwas in der Luft lag. Mit einem relativ vorsichtig gesetzten Schritt verließ ich den Lift und schaltete das Flurlicht ein.

Hier oben wohnte nur eine Familie, die Cavendishs eben. Ihre Wohnungstür war nicht zu übersehen. Ich musste nur wenige Schritte nach rechts gehen, wo auch der Flur endete.

Neben der Tür entdeckte ich die Klingel, zögerte einen Augenblick länger und schellte, aber ich hörte nicht das Geräusch der Klingel, sondern ein anderes.

Einen furchtbaren Schrei der Angst!

***

Was in den folgenden Augenblicken geschah, kann ich nur langsam

erzählen, doch es lief alles blitzschnell ab. Ich ging einige Schritte zurück, nahm einen entsprechenden Anlauf und trat zu.

Es krachte. Ich hörte das Splittern. Durch mein rechtes Bein zuckte der Schmerz, aber noch war die Tür nicht offen.

Der nächste Versuch.

Die Zeit lief mir weg. Dieses Wissen verdoppelte möglicherweise meine Kräfte. Beim zweiten Anlauf wuchtete ich mein gesamtes Körpergewicht gegen die Tür. Und zwar an ihrer linken Seite, wo sich auch das Schloss befand. Der Krach war diesmal anders. Splitternder, reißender. Ich spürte auch den Widerstand, der plötzlich verschwand, als ich mich noch mitten in der Bewegung befand.

Die Tür gab zum Glück nach. Sie fiel in die Wohnung hinein, und ich mit ihr.

Die Umgebung tanzte wie ein verrückt gewordener Film vor meinen Augen. Ich wusste nicht, wo oben, unten, rechts oder links war.

Alles ging in einem wahren Wirbel unter. Als ich gegen eine Wand krachte, hatte ich das Gefühl, das Licht an der Decke in einem rasenden Tanz zu erleben.

Der Schrei war verstummt. Ich wusste trotzdem, woher er gekommen war. Rechts von mir stand eine Tür offen. Ich sah Don Cavendish mit blutendem Gesicht am Boden liegen. Seine Prothese war ausgestreckt, das gesunde Bein hatte er angewinkelt.

Auch das Kind sah ich. Wie verloren stand Dinah auf der Schwelle zu einem anderen Zimmer und hielt die Fragmente eines Teddybären wie einen Rettungsanker fest.

Ich stürmte in das Wohnzimmer. Dicht hinter der Schwelle erwischte mich die böse unnatürliche Kälte. Sie fuhr gegen mein Gesicht, sie war wie ein Strom aus Eis, ich wirbelte herum – und sah das Furchtbare.

Der Hausmeister hatte sich Anne Cavendish geholt. Als ein mächtiges Gebilde hockte er über ihr. Er würgte sie. Sie wehrte sich nicht mehr, die Kräfte hatten sie verlassen. Ihr Gesicht war blaurot angelaufen, die Zunge hing zwischen den Lippen hervor, und ich warf mich mit einem Sprung gegen die Gestalt.

Ich fiel in sie hinein und hindurch. Die Kälte blieb, ich spürte keinen Widerstand, sah für einen Moment das böse grausame Gesicht über mir schweben und hielt mein Kreuz in der Hand.

Plötzlich verschwand die Kälte. Über mir hörte ich noch ein sausendes Geräusch, als wäre Luft in einen Trichter hineingefahren. Etwas wirbelte an der Decke, drehte sich dort zusammen und stieß durch das Material hindurch, als wäre es nicht vorhanden.

Dann war der tödliche Spuk verschwunden.

Ich hörte verschiedene Laute, konnte sie aber nicht zuordnen, denn ich musste mich um die Frau kümmern. Mrs. Cavendish lag auf dem Rücken. Sie sah aus, als wäre alles Leben aus ihrem Körper entwichen.

Mich durchzuckte ein heißer Schreck. Fürchterliche Angst um die Frau erfasste mich.

Das Mädchen weinte. Don sprach mich ebenfalls mit sehr veränderter Stimme an, das alles nahm ich nur am Rande wahr.

Lebte Anne, oder lebte sie nicht?

Ich fühlte nach ihrer Halsschlagader. Das Zucken war da! Himmel, der Geist hatte es nicht geschafft. Ich war noch zur rechten Zeit gekommen, und plötzlich musste ich einfach lachen, obwohl die Situation danach nicht war.

Bei mir löste sich die Spannung, und ich dachte daran, dass ich beinahe wie ein Filmheld nach einem Drehbuch reagiert hatte. Nur war dieses Drehbuch durch das Leben selbst geschrieben worden.

Das gütige Schicksal hatte die Hand ausgestreckt gehabt.

Als Dinah näher kam, bat ich sie, der Mutter etwas zu trinken zu holen. »Am besten Wasser.«

Die Kleine ging.

Hinter mir hörte ich ein schleifendes Geräusch. Ich drehte den Kopf. Don hatte sich aufgerappelt. Er hinkte näher und starrte mich an. Ich sah die Tränen in den Augen, aber auch die Verzweiflung und die Erleichterung auf seinem Gesicht.

»Sie lebt, Don…«

Er weinte wieder, lehnte sich an die Wand, strich durch sein Gesicht. Ich nahm das Glas entgegen, das mir Dinah reichte. »Was ist denn mit meiner Mummy?«

»Es geht ihr gleich besser«, sagte ich.

»Die Tür ist kaputt.«

Ich musste lachen. »Ja, Kleines. Manchmal kommt der Besuch eben auf eine andere Art und Weise zu euch.«

»Aber du bist nicht der Geist. Du bist echt.«

»Worauf du dich verlassen kannst!«

Tochter und Vater schauten zu, wie Anne allmählich aus der Starre hervor und zurück ins Leben trat. Sie hielt die Augen offen, doch sie erkannte ihre Umwelt nicht. Statt meiner hätte ihr auch ein Monster das Glas reichen können, sie trank es automatisch, als ich es ihr an die Lippen setzte und den Oberkörper angehoben hatte. Nur schaffte sie es kaum, die Flüssigkeit zu schlucken. Durch den verdammten Würgegriff musste der Hals zu stark angeschwollen sein.

»Sie hat mir nicht geglaubt«, flüsterte Don. »Verdammt noch mal, sie hat mir nicht geglaubt. Das ist alles ein Irrsinn…« Er schüttelte den Kopf.

Dinah tat und sagte nichts. Sie schaute mir zu, wie ich mich um ihre Mutter kümmerte. Ihr Hals sah rot und geschwollen aus. Aus dem Gesicht verschwand die bläuliche Färbung. Wenn sie atmete, holte sie keuchend und hastig Luft, als spürte sie noch immer die Finger an

ihrem Hals. Dabei flüsterte sie abgehackt, röchelte auch, schlug plötzlich um sich, und ich musste das Glas in Sicherheit bringen, bevor sie es mir aus der Hand prellte.

Schließlich war sie so weit, dass sie mit meiner Hilfe aufstehen konnte. Ich führte sie zu einem Sessel und drückte sie dort nieder.

Ihr Mann kehrte aus dem Flur zurück.

»Wir werden eine neue Tür einsetzen müssen«, sagte er. Ich hatte den Eindruck, dass er nur sprach, um überhaupt etwas zu sagen.

Mit den Gedanken war er ganz woanders.

»Das werden Sie später machen.«, Er legte einen Arm um seine Tochter. »Dürfen wir Ihnen danken, John?«

Ich winkte ab. »Vergessen Sie es.«

»Aber Sie sind gekommen. Warum?«

Ich stand neben einem Sessel, eine Hand auf die Lehne gelegt. »Sagen wir so, Don, es war einfach das Gefühl. Ihre Erzählungen haben mich schon beunruhigt.«

»Sie haben mir einfach so geglaubt?«

»Ja, das tat ich.«

»Selbst Anne hielt mich für verrückt.«

Ich hob die Schultern und nahm die Frau in Schutz. »Das können Sie ihr nicht einmal verübeln, Don. Jeder normale Mensch, der plötzlich mit Dingen konfrontiert wird, die nicht zu erklären sind und eigentlich ins Reich der Phantasie gehören, reagiert so. Das wird sich auch nicht ändern. Ich erlebe das fast jeden Tag. Ihre Frau, Don, hat völlig normal und auch für sie logisch gehandelt.«

Er nickte. »So wie Sie das sagen, ist das schon okay, John, aber ich habe mich aufgeregt, als sie mir nicht glauben wollte. Dabei war diese Bestie zuerst bei Dinah. Sie hat ihren Teddy zerfetzt, auch das hat meine Frau nicht überzeugen können.«

Ich wollte etwas sagen, nur kam mir Anne zuvor. Sie hob mit einer matten Bewegung ihren rechten Arm. Als sie sprach, hörte es sich an, als bestünde ihre Kehle aus einer rauen Reibeisenfläche, über die jemand mit einem harten Stein hinwegschabte. »Bitte«, sagte sie, »bitte… ist er … ist er weg?«

»Ja, er ist verschwunden«, sagte ich und gab Cavendish mit einem Wink zu verstehen, sich um seine Frau zu kümmern, was er auch tat. Wir wechselten praktisch die Plätze, denn ich ging zu Dinah, um mit ihr zu reden. Unter Umständen wusste sie am meisten.

»Hast du auch ein Zimmer?«, fragte ich sie.

»Ja, da!« Sie zeigte auf den Eingang. Dahinter brannte Licht. Wir setzten uns auf das Bett, und das Mädchen starrte ins Leere. »Der böse Mann war wieder da.«

»Du kennst ihn?«

Sie nickte heftig. »Ich habe auch von ihm geträumt. Er… er kam wie

ein Geist.«
»Im Traum?«
»Nein, auch richtig. Erst habe ich ja halb geschlafen. Da war er da und hat meinen Teddy totgemacht.« Sie fing an zu weinen. »Er… er … hat ihn«, sagte sie unter dicken Kullertränen, »einfach zerschnitten. Der Teddy hat sogar geschrien.«
»Das tut mir leid«, sagte ich und streichelte ihr Haar. »Und was hast du getan?«
»Ich bin wach geworden. Da war er noch im Zimmer, der Riese.«
Sie wischte die Tränen fort. »Weißt du, wie der aussah?«
»Nicht direkt…«
»Wie unser Hausmeister, der mich gefesselt hat und mir Süßigkeiten versprach.«
»Sag nur…«
»Ja, ja, Mister. Wie heißt du eigentlich?«
»Nenn mich einfach John.«
»Gut, John, er sah aus wie der Hausmeister.« Sie bewegte eine Hand nach oben, um gegen die Decke zu zeigen. »Nur viel, viel größer. Das war ein Riese wie aus dem Märchen.« Sie schüttelte sich.
»Ich hatte immer gedacht, dass es keine Riesen gibt. Auch Mummy hat das immer gesagt, aber jetzt habe ich einen gesehen.«
»Stimmt, ich auch.«
»Wollte der uns totmachen?« Sie zeigte mir den zerfetzten Teddy.
»Wie ihn?«
»Nein«, sagte ich und hoffte, überzeugend genug gesprochen zu haben. »Der wollte euch nur erschrecken.«
»Warum denn?«
»Ich weiß es noch nicht.«
Dinah hopste auf und nieder. »Er war ein böser Riese, nicht?«
»Da hast du recht.«
»Und was willst du machen?«
»Ich werde versuchen, ihn zu fangen.«
»Ohhh«, sagte sie und staunte mich an. »Das kann ich gar nicht glauben, nein, das ist schlimm.«
»Warum?«
»Der ist viel größer und stärker als du. Du kannst nicht gegen ihn kämpfen.« Sie schüttelte den Kopf. »Außerdem kann der etwas, was du nicht kannst.«
»Was denn?«
»Durch Wände gehen.«
Ich schaute sie staunend und auch betroffen an. »Hast du das gesehen?«
»Klar.« Sie nickte heftig. »Ich habe erlebt, wie er durch die Wand gegangen ist.«

»Wo denn?«
Ihr Arm zuckte in Richtung Fenster. »Da… da hinten. Von dort ist er gekommen.«
»Also durch das Fenster.«
»Und durch die Wand.«
»Ja, ja, ich glaube dir.« Sehr ernsthaft nickte ich. »Und du hast ihn dir genau anschauen können.«
»Sogar supergenau.«
»Oii.« Ich staunte. »Dann kannst du mir bestimmt erklären, wie er ausgesehen hat.«
»Klar, wie Mister Trigger.« Sie legte den Kopf zur Seite und verzog den kleinen Mund. »Kennst du den?«
»Na, ich denke schon.«
»Hm.« Sie überlegte. »Bist du denn auch bei der Polizei wie mein Vater?«
»Wir sind Kollegen.«
»Das ist aber toll.«
»Meine ich auch«, sagte ich und brachte sie wieder auf das eigentliche Thema zurück. »Wenn du den Riesen so genau gesehen hast, ist dir doch auch etwas aufgefallen.«
»Was denn?«
Jetzt hatte mich Dinah etwas in die Defensive gedrängt. »Nun ja«, sagte ich nach einigem Zögern. »Hat dieser Riese vielleicht mit dir gesprochen? Hat er etwas gesagt?«
»Woher weißt du das?«
»Ich dachte es mir.«
Sie schaute auf den Teddy und wurde traurig. Mit veränderter Stimme sagte sie dann: »Ja, er hat so was gesagt, das ich komisch fand. Er sprach davon, dass er mich holen würde und da wäre dann keiner da, der mich… der dann schießt wie mein Dad.«
»Das ist nicht schön von ihm gewesen.«
Dinah nickte.
»War noch was?«
»Ja, was komisches.«
»Sag es, bitte.«
»Ich habe aber mit niemandem darüber gesprochen, weil ich nicht weiß, ob ich es nur geträumt habe. Komisch war es schon, das musst du mir glauben.«
»Ich versuche es.«
»Einmal hat er anders ausgesehen.«
Ich überlegte. »Wie anders? War er kleiner, hat er gelacht, gegrinst oder geweint?«
»Nein, er sah anders aus.« Sie schüttelte stur den Kopf. »Im Gesicht und so.«

»Also hat der Geist doch gegrinst.«

»Das hat er nicht.« Dinah blieb stur. »Sein Gesicht war plötzlich so komisch.«

»Kannst du dich nicht daran erinnern?«

»Er hatte eine lange Zunge. Die war rot, und dann sah er aus wie ein Krokodil.« Sie zeichnete mit den Händen in die Luft, was sie meinte. »Mit einer richtig langen Schnauze.« Fast trotzig sagte sie:

»Ich kenne Krokodile, ich habe sie oft in meinen Büchern gesehen.«

Dabei schaute sie auf das helle Regal, in dem sich die Bücher stapelten, und die meisten von ihnen waren mit Bildern geschmückt.

»Das glaube ich dir, Dinah. Du bist sowieso ein sehr schlaues Mädchen. Hast du denn noch mehr gesehen?«

»Die Zähne. Das Maul war offen, und ich sah lange, spitze Zähne. Das war vielleicht komisch.«

»Nur komisch, Dinah?«

»Nein«, sagte sie leise. »Ich habe auch richtige Angst bekommen. Aber das war wieder schnell weg…«

Ich hörte von der Tür her das Räuspern. Mein Kollege Don Cavendish stand dort. Er hatte uns zugehört, und als seine Tochter ihn sah, sprang sie auf. »Daddy!« rief sie und warf sich ihrem Vater in die Arme. »Ich bin ja so froh, ich bin ja so froh…«

Sehr nachdenklich stand ich auf. Meine Gedanken drehten sich um die Aussagen der Kleinen. Hatte Dinah nur phantasiert, oder hatte sie dieses Krokodilgesicht tatsächlich gesehen? Ich wusste es nicht, aber ich wollte die Beobachtung auch nicht unbedingt in das Reich der Phantasie hineindrücken. Da konnte einiges geschehen sein, das mich nachdenklich machte.

Auch ihrem Vater sagte sie es. Der aber glaubte ihr nicht, auch wenn er es sagte, nur klangen seine Antworten nicht mehr überzeugend.

Auch ich verließ das Kinderzimmer und sah Anne Cavendish mit einem feuchten Tuch in der Hand. Damit wischte sie sich ständig die Druckstellen am Hals ab, wahrscheinlich wollte sie nur die Kühle genießen. Auch Don hatte sein Gesicht so gut wie möglich vom Blut gereinigt. Seine Lippen sahen auch weiterhin verquollen und zerschlagen aus.

Anne wollte sich bei mir bedanken, doch auch hier winkte ich ab.

»Nein, bitte nicht. Wichtig ist doch, dass Sie jetzt an das glauben, von dem Ihr Mann erzählt hat.«

Sie schaute mich an. Ihre Augen waren tiefblau. »Sie sind John Sinclair, nicht wahr?«.

»Ja.«

»Und Sie waren mit meinem Mann beim Essen und haben alles geglaubt, was er Ihnen erzählte.«

»Ich habe nichts angezweifelt.«

Sie senkte den Kopf, spürte wieder Schmerzen und kühlte abermals ihren Hals. »Aber ich tat es, Mister Sinclair, und ich habe einsehen müssen, dass es falsch gewesen ist. Jetzt glaube ich daran. Es wäre beinahe zu spät gewesen, aber ich habe noch keine Erklärung für dieses furchtbare Phänomen. Sie sind der Fachmann. Ich möchte Sie bitten«, wieder musste sie einen Schluck trinken, um den Hustenanfall zurückzudrängen. »Ich möchte Sie bitten, mir eine Erklärung zu geben. Das ist ja wohl auch im Sinne meines Mannes – oder?«

Don Cavendish nickte.

Ich hob die Schultern. »Eine Erklärung? Es ist schwer, denn Sie werden mir kaum glauben können.«

»Weshalb nicht?«

»Weil wir leider nicht rational miteinander reden können. Sie müssen es einfach hinnehmen, dass es nicht nur diese Welt gibt. Und es sieht so aus, als hätte dieser Hausmeister keine Totenruhe bekommen, was ihn wie ein Fluch belastet, dem er wohl nicht mehr entfliehen kann, es sei denn, er wird vernichtet.«

Anne Cavendish strich durch ihr Haar. »Und das meinen Sie auch so, wie Sie es gesagt haben?«

»Ja, so und nicht anders.«

Sie hob die Schultern. »Das ist furchtbar.« Dann nahm sie die Hand ihres Mannes. »Ich habe ja nicht viel mitbekommen, aber ich gehe davon aus, dass dieser Geist nicht durch Sie erlöst wurde, Mister Sinclair? Er… er wird noch existieren.«

»Leider muss ich Ihnen recht geben.«

»Will er nicht alles daransetzen, um seine Aufgabe zu erfüllen? Er hat davon gesprochen, dass er Dinah umbringen will.« Sie erschrak, weil ihre Tochter in der Tür stand, doch Dinah hatte nichts gehört.

»Ist dem so, Mister Sinclair?«

»Ich würde Ihnen gern widersprechen, kann es aber nicht.«

Annes Blick flatterte. Ihre Nervosität nahm zu. Sie wusste nicht, wohin sie schauen sollte. Einmal traf ihr Blick ihren Mann, dann mich. »Ja, was machen wir denn jetzt?« fragte sie ratlos.

Ich räusperte mich. Von mir wurde die Antwort verlangt, und ich scheute mich nicht. »Okay, es steht fest, dass Sie sich in einer Gefahr befinden. Darüber sollten Sie sich im Klaren sein. Dieser Hausmeister wird alles versuchen, um seine Rache zu vollenden.« Ich hatte die Stimme bewusst gesenkt, damit das Kind meine Worte nicht mitbekam. Tief atmete ich durch. »Sie sind in Gefahr, aber wir werden so tun, als seien Sie es nicht.«

»Was heißt das?« fragte Don.

»Ganz einfach, mein Lieber. Sie benehmen sich so wie immer.«

»Das kann ich nicht!« Anne gab die Antwort spontan. »Nein, das ist unmöglich. Ich kann nicht so tun, als wäre nichts geschehen, als hätte

es diese Nacht nicht gegeben.« Heftig schüttelte sie den Kopf.
»Das ist nicht drin.«
»Warum nicht?« fragte ihr Mann. Er ging auf sie zu und umklammerte beide Schultern. »Wir müssen uns jetzt zusammennehmen, Anne. Wir müssen es einfach tun.«
»Du vielleicht, Don. Du hast die Nerven dafür, aber ich nicht. Ich… ich kann es einfach nicht. Ich stehe dicht vor dem Ende. Willst du das nicht begreifen?«
»Ja, schon, aber…«
Ich mischte mich ein. »Ich weiß, dass es für Sie beide schwer ist, trotzdem möchte ich, dass Dinah morgen früh völlig normal zur Schule geht. Nichts darf sich verändern.«
»Das geht nicht!« widersprach Don.
»Warum nicht?«
»Wenn wir hier in der Wohnung den Rest der Nacht verbringen, wer sagt uns denn, dass dieses Ungeheuer nicht zurückkehrt?«
»Man wird Sie nicht finden«, erklärte ich.
Wieder wurde ich erstaunt angeschaut. »Wieso?«, fragte Anne mit monotoner Stimme.
»Weil ich Sie alle wegschaffen werde. Ich werde Sie zum Yard bringen, und Sie werden dort in Schutzhaft genommen. Das ist alles. Und ich sage Ihnen, dass die Bestie es nicht wagen wird, in Ihre Zelle zu dringen, weil ich für Ihren besonderen Schutz sorgen werde.«
Ich zeigte ihnen mein Kreuz. »Damit werde ich Sie schützen.«
Beinahe bestürzt blickten mich beide an. Ihre Stirnen umwölkten sich. Beide waren nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Anders ihre Tochter. Dinah schaute das Kreuz mit einem beinahe verklärtem Blick an. »Mein Gott, ist das schön«, flüsterte sie, »es ist einfachwunderbar. So etwas habe ich noch nie gesehen. Darf ich… darf ich es anfassen?«
Ich nickte ihr zu, während ich lächelte. »Gern, wenn es dir Spaß macht.«
Dinahs Augen leuchteten. Beinahe schon ehrfurchtsvoll streckte sie mir ihre offene Handfläche entgegen. Ich legte das Kreuz darauf, sie schaute es an und wurde dabei von ihren Eltern und auch mir beobachtet. »Nein, ist das schön«, flüsterte das Mädchen. »Es ist… es ist so wunderbar und sogar weich.«
»Weich?« fragte ich.
»Ja, meine ich.«
Mein Lächeln blieb, als ich es ihr wieder aus der Hand nahm. Sie hatte recht, das Kreuz war tatsächlich nicht so hart wie Holz. Etwas verlegen standen Dinahs Eltern daneben. Sie erschraken, als ich sie ansprach.
»Dann würde ich Sie bitten, einige Sachen zu packen. Sie brauchen

sich keine Sorgen zu machen, was die Unterbringung angeht. Es gibt tatsächlich bei uns komfortable Zellen.«

Anne glaubte mir nicht so recht. Sie schaute ihren Mann an.

»Stimmt das auch?«

»Wird wohl so sein.«

»Aber du bist dir nicht sicher.«

»Nein, ich habe sie mir noch nicht genau angesehen.« Er verließ uns, weil er einen Koffer holen wollte.

»Und was ist mit der Tür?«, fragte mich Anne Cavendish. »Sie ist zerstört. Soll sie so bleiben?«

»Müssen Sie Furcht vor Einbrechern haben?«

»Das wohl nicht.«

»Ich werde dafür sorgen, dass man sie morgen erneuert. Auch das machen wir möglich.«

Tief atmete sie durch. Sie wollte etwas sagen, doch sie winkte ab.

Ich sah, dass sie weinte. Es war zu verstehen. Zu viel war in der letzten Zeit auf sie eingestürzt. Dies normal zu verkraften, war so gut wie unmöglich.

Eine halbe Stunde später waren wir unterwegs. Don hatte noch einen Nachbarn eingeweiht. Ich regelte vom Wagen aus das Nötigste und setzte mich mit den Kollegen im Zellentrakt in Verbindung.

Die Cavendishs hatten darauf bestanden, dass ich bei ihnen blieb, deshalb musste ein großer Raum mit vier Liegen eingerichtet werden.

Danach telefonierte ich mit Suko. Er hatte zwar schon geschlafen, war aber sehr schnell wieder wach, als er hörte, um welchen Fall es ging.

»Du bleibst also in der Zelle?«

»Zumindest für den Rest der Nacht.«

»Andere Frage. Wie geht es am Morgen weiter? Hast du da schon eine Idee?«

Ich schaute gegen die Frontscheibe. Dahinter waberte die Nacht, und ich hatte das Gefühl, dass sich das Böse noch nicht aus der unmittelbaren Umgebung zurückgezogen hatte.

Der Geist blieb verschwunden.

Aber er lauerte. Er würde nicht aufgeben. Etwas anderes spukte ebenfalls durch meinen Kopf. Ich musste daran denken, dass Dinah von einem Krokodilkopf gesprochen hatte.

Wie kam sie darauf?

Ich war mir sicher, dass sie es sich nicht eingebildet hatte, und ich glaubte auch daran, dass ich irgendwann die Lösung finden würde…

***

Der andere Morgen!

Behaupten, gut geschlafen zu haben, konnte ich beim besten Willen

nicht. Auch der Familie Cavendish war es so ergangen, aber wir konnten uns wenigstens frischmachen, denn in diesem unterirdischen Bereich gab es genügend Duschen.

Danach sprach ich von einem Frühstück. Auf große Begeisterung stieß ich bei den Erwachsenen nicht, aber Dinah jubelte auf. Sie hatte Hunger, und sie wollte auch hier unten essen, weil sie es ganz toll fand, in einer Zelle zu sein.

Ich war dafür, das Frühstück in meinem Büro einzunehmen, dort wurde es dann zwar eng, aber die Atmosphäre war familiär. Zudem war das Wetter umgeschlagen. Vom Himmel herab lachte eine strahlend helle Märzsonne.

Das Frühstück würde geholt werden, und ich hatte bereits mit meinem Büro telefoniert und Suko erwischt. Er war schon sehr früh gekommen. Zu Hause hatte ihn nichts mehr gehalten, und auch Glenda erschien, kaum dass wir unser Büro betreten hatten.

Sie bekam große Augen, als sie den Besuch sah. »Meine Güte, was ist denn hier los?«

»Frühstück«, erwiderte ich.

»Wie bitte?«

Ich setzte sie mit wenigen Sätzen in Kenntnis, und auch danach staunte sie nur weiter. Als das Frühstück aus einem nahe Café gebracht wurde, war sie direkt sprachlos.

»Das lasse ich mir gefallen, John. Können wir das nicht jeden Tag so machen?«

»Wäre zu überlegen.«

Anne Cavendish packte aus. Wie auch ihr Mann sah sie übermüdet aus. Nur Dinah ging es gut. Sie freute sich über das Essen und bejubelte die Cornflakes.

Wir Erwachsene blieben ernster, denn wir wussten genau, dass der Tag nicht so ablaufen würde, wie er begonnen hatte. Der Geist des Hausmeisters wollte seine Rache. Er wollte endlich das erfüllen, was ihm nicht gelungen war, und wenn ich daran dachte, schaute ich unwillkürlich Dinah an, die sich so herrlich unbefangen gab und ihre Cornflakes mit Milch gemischt hatte. Sie aß sie mit einem großen Appetit, nahm noch Nachschlag.

»Ich freue mich auch schon auf die Schule«, sagte das Mädchen.

»Warum denn?«, fragte ich.

»Da werden meine Freunde staunen, wenn ihr…«

Ich winkte ab. »Tu mir einen Gefallen, Dinah. Sag nichts, sag wirklich kein Wort darüber.«

Sie ließ den Löffel sinken. »Das ist aber blöd«, murmelte sie. »Wo es doch so anders ist.«

»Du kannst später alles erzählen.«

»Wann denn?«

»Wenn es vorbei ist.«
»Dauert das lange?«
Ich zuckte mit den Schultern.
Nach dem Frühstück nahm ich die beiden Erwachsenen zur Seite.
Auch Suko blieb bei uns. Dinah wurde inzwischen von Glenda Perkins im Vorzimmer unterhalten. Mein Freund und Kollege hatte seine Bedenken. »Ist natürlich eine irre Sache, die du vorhast.«
»Das meine ich auch«, pflichtete ihm Anne Cavendish bei. »Dinah wird von Ihnen als Lockvogel benutzt.«
Ich kam mir vor wie an den Pranger gestellt. Ein Argument dagegen fand ich nicht, deshalb stimmte ich ihr im Prinzip zu. »Da haben Sie schon recht, Mrs. Cavendish. Aber Sie dürfen nicht vergessen, dass wir in der Nähe sind und Ihre Tochter geschützt ist, durch mein Kreuz nämlich.«
»Und das soll reichen?«
»Immerhin hat es auch Ihr Leben gerettet, Mrs. Cavendish.«
Sie senkte den Kopf. »Trotzdem bleibt die Gefahr.«
»Das stimmt.«
»Gibt es denn keine bessere oder andere Lösung?«
»Mir fällt keine bessere ein. Aber Ihre Tochter wird geschützt sein, sollte sich der Geist zeigen. Er hat versucht, Dinah in der Schule zu töten, es ist ihm nicht gelungen. Es kann sein, dass sich das Ganze noch einmal wiederholen soll, dass er zurück in seine Dachwohnung kehrt, aber auch dort werden wir ihn erwarten. Wir werden nicht allein sein, Mrs. Cavendish.«
Ich hatte sie nicht überzeugt, und sie wandte sich an ihren Mann.
»Bitte, Don, sag doch auch etwas.«
Er hob die Schultern. »Meine Güte, ich bin Polizist.«
»Und auch Vater.«
»Richtig. Ich denke, dass es nur die eine Möglichkeit gibt, Trigger zu erwischen.«
Sie starrte ihn fast feindselig an. »Und wenn es schief geht, Don, wenn es schief geht«, wiederholte sie. »Dann sind wir beide geschiedene Leute. Verstehst du?«
Er schwieg.
Anne aber sprach weiter. »Niemand wird dann noch seines Lebens froh werden, darauf kannst du dich verlassen. Und ich denke nicht, dass es bei deinen Kollegen anders sein wird.«
»Das stimmt, Mrs. Cavendish«, pflichtete ich ihr bei. »Und weil dies so ist, haben wir uns abgesichert.«
»Gibt es die perfekte Absicherung?«
»Die fast perfekte.«
»Das ist mir zu wenig, Mister Sinclair.«
»Haben Sie denn einen anderen Vorschlag?«, fragte Suko. »Einen, der

besser ist?«
Anne Cavendish schüttelte den Kopf und fing wieder an zu weinen. »Nein, den habe ich nicht. Ich weiß ja, dass dieses verdammte Monstrum uns immer auf der Spur sein wird. Ich weiß auch, dass wir es packen müssen, aber dass gerade meine Tochter der Mittelpunkt ist, das gefällt mir überhaupt nicht.«
Uns ebenfalls nicht. Und doch gab es keinen anderen Weg. Als ich wenig später dem Mädchen mein Kreuz umhängte und es unter seinen Pullover schob, da strahlte es wie ein Engel…

***

Die Tür zur Wohnung des Hausmeisters war noch verriegelt gewesen, aber Suko hatte die Erlaubnis, dieses Siegel zu brechen. Er öffnete eine Tür, die so quietschte, als wäre sie der Eingang zu einem finsteren Gewölbe oder einer Gruft.
Und wie in einer Gruft roch es auch in der Wohnung. Schal, muffig und abgestanden. Irgendwie auch klebrig und übel. Sie strafte die Tatsache Lügen, dass es im Winter keine Fliegen gab. Ein halbes Dutzend summte in der Küche, die für Suko nicht mehr als eine Abfallhalde war, in der nie gesäubert wurde und alles kreuz und quer stand. Wo sich auch das Geschirr wie ein Berg in der Spüle hochtürmte.
Dieser Ewald Trigger hatte nicht gewohnt, sondern gehaust, und er schien sich hier sehr wohl gefühlt zu haben.
Suko hatte zuerst die Küche betreten, war dann in den kleinen Wohnraum gegangen, wo ein Fernseher, ein Tisch, ein alter Schrank und zwei Stühle standen. An der Seite, dem Schrank gegenüber, stand ein altes Metallbett. Er warf auch einen Blick ins Bad und hielt die Luft an. Rasch schloss er die Tür wieder hinter sich.
Er betrat wieder die Küche, wo ihn die Fliegen summend begrüßten. Auch die Fensterscheibe war schmutzig, es fiel besonders jetzt auf, wo die Strahlen der Sonne gegen das Viereck schienen und die Scheibe in eine Nebelwand verwandelten. Sie wirkte wie ein helles Filmbild, auf dem die Figuren verschwunden waren.
Suko stellte sich vor das Fenster. Es lag hoch, er konnte auf den hinteren Teil des Schulhofs blicken, wo die Kinder in der ersten Pause tobten.
Völlig unbefangen bewegten sich die Kleinen. Sie hatten lange gesessen und waren froh, endlich rennen zu können. Einige aßen dabei ihre Pausenmahlzeit, es war wie immer, sie fühlten sich gut, und nichts deutete auf eine Gefahr hin.
Da dachte Suko anders.
Zwar hatte er den Geist des Hausmeisters nicht gesehen, doch er konnte sich vorstellen, dass er zurückkehrte. Er wollte das Kind, es saß

hier in der Schule, und auch seine Eltern waren gekommen.

In einem Nebenraum des Sekretariats hatte man sie untergebracht, während John Sinclair wie ein unruhiger Geist durch die Schule tigerte und ebenfalls nach Spuren des Hausmeisters suchte.

In der Hausmeister-Wohnung war es nicht still. Dafür sorgte schon das Summen der fetten, glänzenden Schmeißfliegen, die ihre Landeplätze auf den eingetrockneten Essensresten fanden.

Neben dem Fenster war Platz. Suko lehnte sich dort an die Wand, schaute auch weiterhin in den Hof und holte sein Sprechfunkgerät hervor. Er nahm mit John Sinclair Verbindung auf.

»Ich bin jetzt oben, John.«

»Und?«

»Nur Dreck. Da hat niemand geputzt, auch keiner gespült. Ich bin umgeben von fetten Fliegen. Macht richtig Spaß. Ich werde nach der Pause mal lüften.«

»Tu das.«

»Wo steckst du?«

Er hörte die Stimme des Geisterjägers, als würde dieser direkt neben ihm stehen. »Ich halte mich außerhalb der Schule auf und beobachte die Kinder in der Pause.«

»Hast du was gesehen?«

»Nichts Verdächtiges, John. Es läuft alles normal ab.«

»Stimmt, das kann ich von hier oben erkennen. Was ist mit dem Mädchen?«

»Dinah fühlte sich wohl.«

»Hast du dich auch in der ersten Etage umgeschaut?«

»Habe ich. Das Filmteam von Moviestar ist eingetroffen. Die wollen heute Morgen drehen.«

Suko lachte. »Kommen die sich denn nicht gegenseitig ins Gehege.«

»Anscheinend nicht. Der Schulbetrieb wird nicht gestört. Das kann schon klappen.«

»Gut«, sagte Suko, »dann werde ich mich später wieder melden.«

»Oder ich mich.«

»Was hast du für ein Gefühl?«

»Es hält sich in Grenzen.«

»Bei mir auch, John.« Suko steckte das Gerät wieder ein und räusperte sich. Wenn ihm jemand sagte, dass man sich an Gestank gewöhnen konnte, würde er dem Mann nicht glauben. Er hatte sich nämlich nicht daran gewöhnt. Der Geruch war einfach widerlich und legte sich schwer auf seine Lungen. Da war frische Luft gut.

Suko hatte Mühe, das Fenster zu öffnen. Es war nicht einfach, den Griff zu drehen. Auch er war verklebt, das Fenster klemmte dann, als er es aufzerrte, und sofort hallte ihm vom Schulhof der Lärm zahlreicher Kinderstimmen entgegen. Suko riskierte es auch, sich weit

aus dem Fenster zu beugen, weil er zunächst tief Luft holen musste.

Die Pause war vorbei. Er hatte nur noch den Rest der hellen Kinderstimmen gehört, und jetzt, wo sich keine Kinder mehr auf dem Hof befanden, wirkte er leer, verlassen und irgendwo auch düster.

Das mochte an den noch kahlen Platanen liegen, die so dunkel wirkten, als wären sie mit Asche bestäubt worden.

Nicht weit entfernt hockten einige Vögel auf dem krummen Ast und schauten zu Suko rüber. Der Himmel zeigte eine herrliche Frühlingsfarbe, und auch die Märzsonne verwöhnte mit ihrer Kraft.

Suko dachte daran, dass es heute genau der falsche Tag war, um Dienst zu tun. Er hätte irgendwo im Wald Spazierengehen sollen oder an einer einsamen Stelle am Ufer sitzen und gegen den Himmel schauen, über den flatterige, weiße Wolken zogen.

Stattdessen wartete er auf den Geist eines Killers.

Suko drehte sich um, schloss das Fenster wieder und starrte in die schmutzige Küchenwelt. Er fragte sich, wie ein Mensch in diesem dreckigen Durcheinander nur leben konnte. Zu ihm passte auch der alte, stumpfe Linoleumboden, auf dem niemand mehr ausrutschen konnte.

Würde der Geist überhaupt erscheinen?

Diese Frage hatte er sich des öfteren gestellt. Es gab eigentlich keinen Grund für ihn, es sei denn, man ging von dem Prinzip aus, dass es den Täter immer wieder an den Ort der Schandtaten zurückzog.

Möglicherweise wollte er wirklich nach einer bestimmten Methode vorgehen und das Mädchen sich hier in die Wohnung holen.

Er fragte sich auch, wie es möglich war, dass der Geist des Toten keine Ruhe gefunden hatte. Es gab verschiedene Spekulationen darüber, warum ein Geist keine Ruhe fand. Oftmals weil er eben eine schwere Schuld auf sich geladen hatte und diese noch abbauen musste. So war es zumindest in den klassischen Spukgeschichten.

Hier verhielt es sich anders.

In diesem Fall zeigte der Geist keine Reue. Hier wollte er etwas Schreckliches vollenden und die Schule zu einem Ort des Todes machen. Suko hatte dem Fenster den Rücken zugedreht. Er ging jetzt vor, durchwanderte die Küche und blieb an der Tür stehen.

Daneben stand der Stuhl, auf dem die gefesselte Dinah gesessen hatte. Als Suko daran dachte, stieg der Zorn in ihm hoch. Wütend schüttelte er den Kopf, legte die Hand auf die Türklinke und stellte wiederholt fest, dass auch sie von einem widerlichen Schmier bedeckt worden war.

Er zog die Tür trotzdem auf.

Der Flur war klein, sehr klein. Mit einem Schritt konnte die Wohnungstür erreicht werden, was Suko allerdings nicht tat. Er blieb in der düsteren Enge des Flurs stehen und hatte plötzlich das Gefühl,

nicht mehr allein zu sein.
Er hielt den Atem an!
Suko lauschte in sich hinein, spitzte aber auch die Ohren, um sich auf seine Umgebung zu konzentrieren. War jemand hier, oder hielt er sich zurück?
Er atmete tief durch. Noch sah er nichts, er spürte auch nichts, keine Bedrohung, hörte keinen Laut, und doch war er nicht mehr allein, das merkte er genau.
Jemand hatte ihn gefunden.
Wenn es stimmte, dann konnte das einfach nur Ewald Trigger, der Hausmeister, sein.
Suko drehte sich um.
Er sah nichts. Die Düsternis des kleinen Flurs hielt ihn umklammert. Die Luft war grau wie Spinnweben, aber das heisere Flüstern stammte nicht von ihm.
Eine andere Stimme hatte sich gemeldet!
Auf seinem Rücken spürte er eine gewisse Spannung. Da zog sich die Haut zusammen, wieder ein Zeichen dafür, dass er sich nicht weit von einem Ziel entfernt befand.
Er drehte sich. Suko wusste nicht, was er tun sollte, wenn ihm der Geist plötzlich gegenüberstand. Er besaß kein Kreuz, mit dem er ihn hätte vertreiben können, vielleicht reichte die Dämonenpeitsche auch, denn sie hatte er in seinen Gürtel gesteckt und bereits kampfbereit gemacht, denn die drei Riemen waren ausgefahren.
Er sah nichts.
Aber er höre eine Stimme. Kein menschliches Organ, dafür war sie einfach zu schwach, zu anders und zu geheimnisvoll. Eine Stimme, die in seiner Nähe aufklang, sich jedoch anhörte, als wäre sie unzählige von Meilen entfernt.
Er war da!
Suko lehnte sich mindern Rücken gegen die Wand. Mit seinem Freund John Sinclair war abgemacht worden, dass er sich meldete, wenn etwas Außergewöhnliches geschah, und genau das war hier der Fall.
Ewald Trigger kam…
Suko hatte das flache Gerät wieder aus der Tasche gezogen. Sein Freund meldete sich schnell.
»Hör zu, Alter, ich spüre ihn. Er ist entweder an oder in der Wohnung hier oben.«
»Okay, ich komme.«
»Wo bist du denn?«
»Im ersten Stock und jetzt unterwegs.«
»Nein, lass es lieber bleiben. Einer muss sich woanders aufhalten. Es kann durchaus sein, dass uns der Hausmeister an der Nase

herumführen will.«
»Sonst noch was?«
»Sei nicht sauer. Bleib da.«
Suko hatte die Verbindung unterbrochen. Er wusste, dass sich sein Freund ärgerte, aber er konnte sich auch vorstellen, dass Trigger sein Spiel mit ihnen trieb.
Das Wispern der Stimme kitzelte in seinen Ohren. Einen Moment später sah er, was geschehen war, und seine Augen weiteten sich.
Der Geist des Hausmeisters füllte die Tür aus. Halb steckte er darin, halb schaute er hervor. Ein mächtiges graues Gebilde, das sich mit einer langstieligen Axt bewaffnet hatte, die er wie ein Pendel von einer Seite zur anderen schwang.
Suko wich zurück.
Viel Platz hatte er nicht, er konnte nur in die Küche. Aber er war schneller als der Geist. So fand er noch genügend Zeit, sich mit John in Verbindung zu setzen. »Ich schätze, du musst kommen, Alter. Er ist hier, er hat eine Axt…«
Das letzte Wort ging unter, denn es krachte, als die Küchentür von der Wucht der Axt einfach aufgehämmert wurde, und im nächsten Augenblick schien der Hausmeister die gesamte Küche auszufüllen wie ein böser tödlicher Nebel…

***

Charles Rees war ein kleiner ziemlich kompakter Mann mit einem wilden dunklen Bart, der beinahe die Hälfte seines Gesichts verdeckte, und einem Haarschnitt, der sich dem Bart anglich. Ebenfalls so wild und kraus umwuchs er einen runden Kopf.
Den Leiter eines Filmteams hatte ich mir eigentlich anders vorgestellt, hektischer und nervöser, aber Rees war das glatte Gegenteil davon. Ruhig und bedächtig gab er seine Anweisungen, und auch die Mannschaft sagte nicht viel, dafür taten sie etwas.
Wir standen im Flur der Schule auf der ersten Etage zusammen, und ich hatte mich Rees gegenüber zuerkennen gegeben.
»Polizei hier?« Er hatte es immer wieder gefragt und konnte sich gar nicht einkriegen.
»Ja, wir haben einen bestimmten Verdacht.«
»Der aber nicht mit Moviestar zusammenhängt?«
»Nein, auf keinen Fall. Sie wissen jedoch, was in dieser Schule geschehen ist?«
Rees schaute mich aus seinen dunklen Augen an. »Ja, das weiß ich. Davon habe ich gehört. Sie denken an die Sache mit dem verdammten Hausmeister.«
»So ist es.«
»Die ist doch erledigt.«

»Sollte man meinen«, sagte ich, und bei den nächsten Sätzen entfernte ich mich aus guten Gründen von der Wahrheit. »Es soll einen Nachahmungstäter geben, Mister Rees. Zumindest haben wir den begründeten Verdacht, dass er existiert, und deshalb sind wir hier in der Schule.«

»Verstehe, verstehe.« Er nickte wieder bedächtig. »Sie wollen die Kinder schützen.«

»So sehe ich das auch. Zudem wäre es gut, wenn wir auch auf Sie ein Auge haben.«

Er strich durch seinen Bart. Dass er ein helles Köpfchen war, bewies er mit seiner nächsten Frage. »Sie haben vorhin in der Mehrzahl gesprochen. Sind Sie nicht allein?«

»Nein, bin ich nicht. Ein Kollege von mir hält sich oben in der Wohnung des Hausmeisters auf.«

»Der Täter kehrt zurück, denken Sie.«

»Der Nachahmungstäter«, korrigierte ich.

»Sicher, auch der.« Rees schaute sich um. Hinter ihm lag die zweiflügelige schalldichte Tür, die in den Studiobereich führte. Im Flur waren einige Sitzgelegenheiten aufgebaut, wo sich die Gäste aufhalten konnten, die eingeladen worden waren. »Rechnen Sie auch damit, dass er zu uns kommen wird?«

»Ich kann es nicht ausschließen.«

Rees hob die Schultern. »Tja«, sagte er, »wenn ich mich recht erinnere, dann hatte es dieses Schwein doch auf Kinder abgesehen.«

»Da haben Sie recht, aber ausschließen kann man nichts. Eine andere Frage, Mister Rees. Was möchten Sie drehen?«

Er lächelte. »Wir nehmen einige Hausfrauengespräche auf. Es gibt da Frauen, die sich über bestimmte Dinge beklagt haben, und dar über wollen wir berichten.«

»Was genau?«

»Über eine Firma, die ihre Umweltauflagen nicht erfüllt. Wir sind ein Sender für die Menschen, gewissermaßen ein offener Kanal. Zu uns kann jeder mit seinen Sorgen und Problemen kommen, und wir versuchen, ihm zu helfen.«

»Drehen Sie selbst auch Filme?«

»Ja, ich habe meine Sendung. Ich bin«, er hob etwas verlegen die Schultern, als wäre es was Schlimmes, »ein Filmfreak. Ein besonderer Fan des phantastischen Films.«

»Auch Horror?«

»Kann man sagen.«

»Nun ja.« Ich runzelte die Stirn. »Manchmal ist der Horror im Leben schlimmer als der eines Drehbuchautors.«

»Mag sein, doch ich…«

Ich hob die Hand, weil sich mein Gerät gemeldet hatte. »Sie

entschuldigen mich, Mister Rees.«
»Ja, natürlich.«
Ich drehte mich um und ging einige Schritte zur Seite. Vor der Treppe blieb ich stehen. Von unten her hörte ich den Gesang aus einer Kinderklasse.
Krasser hätte der Gegensatz nicht sein können. In der Tiefe die heile Welt und über mir jemand, der sich plötzlich in Lebensgefahr befand. Dass ich startete, sah auch Charles Rees. Wahrscheinlich begriff er die Welt nicht mehr, als ich wie ein Leichtathlet die Treppe hochstürmte…

***

Suko war in der schmalen Küche so weit wie möglich zurückgewichen. Er stand nun am Fenster und hatte der Scheibe den Rücken zugedreht. Der Geist des Hausmeisters hielt noch auf Distanz. Er hatte sich mit der Tür verbunden, jedenfalls sah es für Suko so aus, als würde er mit dem Gefüge eine Einheit bilden.
Geist und Materie.
Die Waffe war real. Er schwang sie vor wie ein Pendel, und beim Zurückschwingen kratzte sie mit der unteren Seite über den Boden.
Für den Geist war dies so etwas wie ein Startsignal, denn nun schob er sich vollends in den Raum.
Er stand da, er war durchscheinend, feinstofflich und doch hielt er die Axt fest.
Suko schluckte. Der Inspektor gehört zu den Leuten, die zumeist ihre Angst im Griff behielten. Vollständig schaffte das niemand, dafür waren die Menschen nicht gemacht, doch in dieser Situation stellte er fest, dass er die Furcht nicht im Griff hatte. Allein schon deshalb nicht, weil er dieser Erscheinung unterlegen war. Sie war kein Mensch. Zwar verließ sie sich auf menschliche Waffen, doch selbst konnte sie nicht mit einer solchen erledigt werden. Suko kriegte berechtigte Zweifel, ob ihm die Dämonenpeitsche etwas nutzte. Seine Hand lag zwar auf dem Griff, er hatte sie noch nicht hervorgeholt.
Suko sah den Geist des Hausmeisters zum erstenmal. Er erschrak über dessen Intensität, der konnte ihn sehr genau erkennen, beinahe detailliert, obwohl er im Prinzip nur in Umrissen zu erkennen war.
Doch es war alles vorhanden. Das Gesicht, der Körper, die Arme, auch die Beine, die Stirn, die glatten Haare, die Nase, die Ohren, sogar die Augen, jetzt allerdings leer.
Auch eine Kleidung war angedeutet. Es konnte so etwas Ähnliches wie eine Latzhose sein, da war er sich nicht sicher.
Wieder schwang das Beil vor.
Suko duckte sich ein wenig, hatte eine sprungbereite Haltung eingenommen, suchte auch nach einem Ausweg, den er nehmen

konnte, wenn das Beil auf ihn zuflog, aber viel Platz blieb ihm nicht. Die Küche war einfach zu schmal, er hätte schon auf die Spüle hechten müssen. An der gegenüberliegenden Seite hingen die Schränke, ebenso schmutzig wie alles andere.

Leider gab es keinen Tisch. Die Fläche zwischen ihm und dem Hausmeister war völlig frei.

Der Geist bewegte sich vor. Er schwebte, er strahlte etwas ab, das auch Suko erreichte. Ein Kälteschauer, und der legte sich wie ein Reif um seinen Körper.

Suko hatte einen Teil seiner Hoffnung auch auf John gesetzt. Hoffentlich war er schnell genug, dann fiel ihm ein, dass der Geisterjäger sein Kreuz ja abgegeben hatte, und er fragte sich, wie sie den Geist jetzt stoppen sollten.

Wieder kratzte das Beil über den Boden. Es hörte sich an, als hätte jemand geröchelt.

Suko zog die Peitsche. Er musste einfach etwas tun. Die Beretta musste er vergessen, seinen Stab ebenfalls, vielleicht konnte er sich doch mit der Peitsche etwas Luft verschaffen.

Die drei Riemen bestanden aus der Haut eines mächtigen Dämons.

Er hatte Nyrana geheißen, war verstoßen worden, und Suko hatte diese einmalige Chance für sich genutzt. Er ging davon aus, dass er durch die Kraft der Peitsche den Geist nicht vernichtete, vielleicht gelang es ihm jedoch, ihn aus dem Konzept zu bringen, und damit war schon einiges gewonnen.

Zudem wollte er den Geist überraschen.

Noch befand sich die Beilklinge unten. Der feinstoffliche Arm war nicht zum Schlag erhoben, diese Chance nutzte Suko. Seine Reflexe waren hervorragend, der Umgang mit der Peitsche optimal, da hätte selbst der gute alte Indiana Jones gestaunt, als Suko angriff.

Die Riemen bewegten sich zuckend, als sie sich in der Luft befanden. Sie erinnerten an drei nebeneinander liegende Schlangen, die plötzlich zur Seite fächerten, als sie in die Nähe des Ziels gerieten – und hineindrangen.

Was nun geschah, ging erstens blitzschnell und war zweitens völlig überraschend für Suko. Kaum hatten die drei Riemen die Gestalt berührt, da bewegte sich der Geist unfreiwillig. Er zuckte, er schien sich in zahlreiche Blitze aufzulösen, das aber war es nicht, denn er verwandelte sich für die Dauer von vielleicht zwei oder drei Sekunden.

Suko kam es vor, als wäre eine Gestalt in die Küche hineinprojiziert worden. Ein fremdes Etwas, ein monströses Gebilde, ein schreckliches Tier, denn das Bild zeigte ihm plötzlich eine grünbraune, lange Schnauze, die ihn tatsächlich an die eines Krokodils erinnerte. Darunter breitete sich ein Schuppenkörper aus. Er hörte auch ein

scharfes Zischeln, und gegen ihn wehte ein widerlicher Gestank.
Er schlug noch einmal zu.
Da hatte sich der Geist wieder zurückgezogen. Er war in der Tür verschwunden, hatte seine Waffe tatsächlich mitgenommen, und als Suko abermals nachsetzte, sah er ihn nicht mehr.
Dafür hörte er die polternden Schritte seines Freundes John, der im nächsten Moment die Wohnungstür auf riss und mit gezogener Waffe keuchend stehenblieb.
Suko schaute ihn an.
Ich schaute Suko an, und wir beide wussten, ohne dass wir miteinander gesprochen hatten, dass hier ein magisches Phänomen gewirkt hatte. Mein Freund trat zur Seite. Er verschaffte mir den Platz, den ich brauchte, um in die Küche zu gelangen.
Ich blieb dicht hinter der Tür stehen und zog die Nase einige Male hörbar hoch. »Was ist das?«
»Sein Geruch, John.«
Ich drehte mich um. »Wie?«
»Die Hinterlassenschaft des Hausmeisters«, erklärte Suko mit beinahe trotziger Stimme.
»Der Gestank?«
»Ja, ich habe dafür gesorgt.«
»Da bin ich mal gespannt.«
Suko berichtete kurz und bündig, wie der Kampf mit dem Geist des Hausmeisters geendet hatte.
»Und du hast ein Krokodil gesehen?« fragte ich nach.
»Ja, zumindest die Schnauze erinnerte mich daran. Sie erschien in dem Augenblick, als dieses Wesen mit den drei Riemen der Peitsche Kontakt bekam.« Er hob die Schultern. »Ich verstehe es nicht. Es zischte dann, ein Geruch sonderte sich ab, den hast du auch noch in der Nase.«
»Da kann ich nicht widersprechen.«
»Schön, ich habe ihn vertrieben. Jetzt wissen wir, wie wir ihn möglicherweise schaffen können.«
Ich hatte nicht zugehört, was Suko auch aufgefallen war. »He, was ist los mit dir? Du bist ja weit weg. Du hast mich nicht verstanden. Du denkst einfach…«
»Moment mal. Wie war das?«
»Was war?«
»Diese Sache mit dem Krokodil.«
Suko schaute mich von der Seite her an. »Klar, ich sehe schon, du glaubst mir nicht.«
»Unsinn, das Gegenteil ist der Fall.« Ich tippte ihm gegen die Brust. »Denn eine Krokodilschnauze hat auch Dinah gesehen. Sie sagte es mir, ich habe es ihr nicht abgenommen und es ihrer übersteigerten

Phantasie zugesprochen. Jetzt denke ich, dass ich meine Meinung revidieren muss.«

»Kein Widerspruch, John.«

Ich begriff es nicht und unterstützte dies durch ein Heben meiner Schultern. »Warum, Suko? Was hat dieser verfluchte Geist mit einem Krokodil zu tun?«

»Kann ich dir nicht sagen. Ich bin nur froh, dass ich ihn vertrieben habe. Er war plötzlich verschwunden. Ob mit oder ohne Monsterschädel, ich weiß es nicht. Hast du ihn denn nicht gesehen, als du die Treppe hochgestürmt bist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Habe ich nicht«, murmelte ich. Meine Gedanken aber bewegten sich in eine ganz andere Richtung. Ich hatte einfach das Gefühl, dicht an der Lösung zu stehen. Das war wie bei einer Türschwelle. Ein Schritt nur nach vorn, man war da, aber diesen Schritt konnte ich nicht gehen.

Sukos Stimme unterbrach meine Gedanken. »Jedenfalls ist er jetzt verschwunden. Er wird sich bei einem weiteren Erscheinen schon sehr vorsehen, davon gehe ich mal aus. Ich denke nicht, dass er sich so leichtsinnig wieder zeigt, nicht bei uns…«

»Nein, nicht bei uns«, wiederholte ich murmelnd.

»Sondern?«

Ich kreiselte herum. »Bei den Kindern, Suko. Verdammt noch mal, der wird zu ihnen gehen und…«

»Worauf warten wir dann noch…?«

***

Es war ein heller, freundlicher, wunderschöner Vormittag im März, und die Sonne floss mit ihren Strahlen durch die Fenster der Schule und ließ selbst dieses alte Gebäude wieder wie neu aussehen. Ihr Glanz legte sich nicht nur in die Klassen hinein, er streute auch über die Gesichter der Schüler und der Lehrer hinweg und erfasste auch die Gemeinschaft, zu der Dinah Cavendish gehörte.

Sie saß sogar am Ende der Bankreihe an einem der Fenster und schaute von der ersten Reihe her im schrägen Winkel gegen die Tafel und auch das Pult der Lehrerin, die den Unterricht abhielt.

Mrs. Carter war eine erfahrene Person. Klein, etwas rundlich, mit grauen, kurz geschnittenen Haaren, die sehr eng anlagen und ihr Gesicht noch pausbäckiger machten. Manchmal trug sie eine Brille.

An diesem Morgen konnte sie darauf verzichten, denn es stand Musik auf dem Stundenplan. Bei den jungen Schülern bedeutete das nicht, sich durch die Notenlehre zu quälen, sie sollten einfach singen und anschließend aufmalen, was sie dabei empfunden hatten.

Der Gesang war vorbei, und Mrs. Carter war es auch wieder gelungen, Ruhe in die Klasse zu bringen. Die Kinder hatten ihre

Zeichenblöcke hervorgeholt und ebenfalls die Buntstifte, um das eben zu malen, was sie beim Singen empfunden hatten.

Die Lehrerin ging die Reihe ihrer Schüler durch. Sie fing in der letzten an und arbeitete sich so weiter vor. Sie schaute auf die Blätter der Schüler. Die meisten hatten schon mit der Arbeit begonnen, vor allen Dingen die Mädchen. Einige Jungen saßen noch da, starrten Löcher in die Luft, und einer bohrte hingebungsvoll in der Nase.

Der Kleine hörte die Lehrerin nicht. Erst als sie ihn davor warnte, sich den Finger abzubrechen, zog er ihn hastig hervor und wurde rot.

»Gemalt hast du aber nichts.«

»Mir ist nichts eingefallen, Mrs. Carter.«

»Das ist aber nicht gut. An einem so schönen Tag.«

»Soll ich denn die Sonne malen?«

»Das wäre immerhin ein Anfang. Hast du dich denn sonnig gefühlt, als wir sangen?«

»Nee.«

»Wie denn?«

»Blöd.«

Ein Lachorkan wehte durch den Klassenraum, denn auch die übrigen Kinder hatten die Unterhaltung mitbekommen. Mrs. Carter lächelte ebenfalls, bei ihr allerdings wirkte es gequält. Sie konnte ihre Gedanken nicht von dem lösen, was vor einigen Stunden geschehen war. Da waren in der Schule zwei Beamte von Scotland Yard erschienen und hatten sich umgeschaut. Es war ihnen um Dinah Cavendish gegangen, deren Eltern in einem Raum neben dem Sekretariat warteten.

Natürlich hatte Mrs. Carter dies alles als sehr ungewöhnlich empfunden, auch Fragen gestellt, doch nur schwammige, ausweichende Antworten erhalten. Sie wusste nur, dass die Sache mit dem Tod des Hausmeisters in einem gewissen Zusammenhang stand, auf Einzelheiten hatten sich die Polizisten nicht festlegen lassen.

Das unruhige Gefühl aber blieb. Linda Carter hatte sich gefragt, ob sie sich sicher fühlen konnte, aber dieses absolute Ja wollte ihr nicht über die Lippen.

Etwas blieb zurück.

Etwas, das auf sie wie ein Nadelkissen wirkte und sich in ihrem Magen festsetzte.

Sie wandte sich dem Fenster zu und stand noch immer ziemlich weit hinten, und sie wollte an der Fensterreihe entlang nach vorn auf die Tafel und das Pult zugehen.

In der Klasse war es wieder still geworden. Die Kinder arbeiteten, es gab keinen, der nicht zeichnete. Sie konzentrierten sich, und deshalb waren auch die Schritte der Lehrerin zu hören. Mrs. Carter hatte eine bestimmte Art zu gehen. Sie setzte zuerst mit der Hacke auf und rollte

den Fuß über den Ballen ab. Deshalb konnten ihre Schüler auch immer hören, wenn sie über den Flur ging und sich der Klasse näherte.

Auch Dinah Cavendish kannte den Schritt der Lehrerin. Sie saß in der ersten Reihe, in einer relativ schlechten Haltung über ihr Zeichenblatt gebeugt. Auch sie hatte die Musik gehört, verfügte jedoch an diesem Tag nicht über die Kreativität, um ihre beim Hören der Musik entstandenen Gefühle umsetzen zu können. Mit düsteren Blicken schaute sie auf das Blatt und hatte die Stirn dabei in Falten gelegt. Sie wusste wirklich nicht, wie sie anfangen sollte.

Dunkelheit sollte herrschen. Dieser Gedanke war wie ein Spiegelbild ihrer Kinderseele, denn sie hatte so viel Dunkles erlebt, dass sie sich einfach nur darauf konzentrieren konnte.

Immer wieder musste sie an den Geist denken.

Mit einem schabenden Geräusch landete der Blaustift im Kasten, und die kleinen Finger griffen nach einem, der besser zu ihrem Zustand passte. Es war ein schwarzer.

Damit malte sie.

Die Lehrerin kam näher.

Dinah achtete nicht mehr auf die Schritte. Sie war in ihrer Arbeit versunken. In ihrem Alter malte ein Kind nicht mehr so kompakt wie ein vier Jahre jüngeres. Dinah zeichnete erste Striche. Umrisse entstanden, die ihr ein Lächeln entlockten, weil sie so zufrieden war.

Sie wollte ihn malen! Diesen bösen Geist, und sie wollte all seine Scheußlichkeit in ihre Zeichnung hineinbekommen. Es war nicht einfach, aber mit der Entscheidung für einen schwarzen Stift hatte sie zumindest einen Anfang gemacht.

Es entstand so etwas wie eine vom Boden aufsteigende Wolke, allerdings mit menschlichen Umrissen, einem Körper und auch einem Kopf. Dinahs Zunge fuhr aus dem Mund. Aufgeregt leckte sie über ihre Lippen, schaute für einen Moment versonnen zur Tafel, ohne sie wirklich wahrzunehmen, und malte dann weiter.

Mrs. Carter ging noch einen Schritt. Dann stand sie dicht hinter der Kleinen.

Die Lehrerin blickte Dinah über die Schulter hinweg. Sie schaute auf das Blatt, wunderte sich und schluckte. Etwas irritiert schüttelte sie den Kopf. Dinah hatte bemerkt, dass jemand hinter ihr stand. Sie ließ den Buntstift sinken.

»Ja, Dinah, was malst du denn da?«

Das Mädchen hob die Schultern. »Einen Geist…«

»Wie bitte?«

Sie nickte. »Einen Geist.«

»Tja – ham.« Die Lehrerin war etwas ratlos. Sie beugte sich noch tiefer und legte dabei ihre Hände flach auf die Oberschenkel. »Jetzt musst du mir nur sagen, wie du gerade darauf gekommen bist, einen

Geist zu malen.«

»Weil ich ihn gesehen habe.«

Beinahe hätte Linda Carter gelacht. Im letzten Moment konnte sie den Gefühlssturm unterdrücken. »Du hast einen Geist gesehen?«

»Ja, Mrs. Carter. Ich habe ihn sogar erkannt. Er… er wollte mich auch …«, sie verstummte.

»Was wollte er?«

»Nichts.«

Linda Carter wusste, dass sie vorsichtig sein musste. Wenn Dinah nicht sprechen wollte, konnte man sie auch nicht zwingen. Aber sie fing es anders an. »Du hast den Geist wirklich erkannt?«

Nicken.

»Wer war es denn?«

»Mister Trigger!« Die Antwort war ihr so herausgerutscht, und Dinah erschrak über sich selbst. Ihr war eingeschärft worden, nicht darüber zu sprechen, doch das Gesagte ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Natürlich wusste auch Linda Carter sehr genau über die schrecklichen Ereignisse an der Schule Bescheid, und sie kannte auch die Rolle, die die kleine Dinah gespielt hatte. Es war gar nicht so unnatürlich, dass sie unter diesem Trauma des Erlebten litt und es beim Zeichnen irgendwie aufarbeiten wollte. Aber dass sie den Hausmeister als Geist zeichnen wollte, war schon ein wenig ungewöhnlich, und Linda Carter kam da nicht mit.

»Du hast ihn also gesehen?«

»Ja.«

»Wo denn?«

Ich darf nicht darüber reden, dachte Dinah. Ich darf ihr nicht alles sagen. Eigentlich ist sie doch immer nett, da könnte ich ihr erzählen, was da passiert ist. Sie könnte Mummy und Dad fragen, sie könnte…

Dinahs Gedanken brachen ab, sie seufzte auf, drehte dabei den Kopf und schaute gegen die Fensterscheibe auf der Südostseite des Schulhofs, die im glänzenden Sonnenlicht lag.

Alles war hell, wirklich beinahe schon golden. Nur die Stelle dicht vor dem Fenster nicht.

Sie war düster.

Da stand jemand.

Grau, groß, und mit einem Beil in der Hand. Es war so lang, dass die Klinge den Boden berührte.

Dinah hielt den Atem an. Sie sah das böse, widerlich grausame Gesicht, das Lächeln, und dann schwebte der Geist näher. Er huschte lautlos auf das Fenster zu, und als er es erreichte, da duckte er sich etwas tiefer, um hindurchzukommen.

Die Scheibe bewegte sich nicht mal, sie klirrte auch nicht, aber Dinah begann zu schreien.

Im nächsten Augenblick sah Mrs. Carter das Unglaubliche. Sie hatte das Gefühl, zu Eis zu werden. Ihr Gesicht war nur mehr eine einzige angstvolle und staunende Masse, in der die Augen wie kalte, graue Perlen wirkten.

Es war eine seltsame Situation eingetreten. Eigentlich hätte sich der erste Schrei durch die anderen Schreie der übrigen Kinder vervielfältigen müssen.

Das war nicht eingetreten.

Die Schüler und Schülerinnen saßen starr auf ihren Plätzen. Sie hielten die Köpfe gedreht und schauten nur dorthin, wo die fürchterliche Gestalt stand, dicht vor Dinah Cavendish, das Beil mit seinen geisterhaften Händen hart umfasst, bevor es die Waffe in die Höhe hievte, um sie auf das Mädchen niedersausen zu lassen…

***

Das wusste auch Dinah.

In diesen Augenblicken gab es für keinen mehr den Begriff Zeit. Er schien abgeschaltet worden zu sein. Alles war so anders geworden, so schrecklich fremd. Das Beil schwebte über Dinahs Kopf, sie saß leichenstarr in der Bank, aber in ihrem Kopf drehten sich wundersamerweise die Gedanken, angetrieben von einem Motor, der Selbsterhaltungstrieb hieß.

Zwischen sie und den Geist stellte sich ein anderes Gesicht. Das Gesicht eines Fremden, der schon zu ihrem Freund geworden war.

Der Mann, der ihr das Kreuz gegeben hatte.

Es sollte ihr Schutz sein.

Sie fasste danach.

Dinah hatte es in die rechte Tasche ihrer weit geschnittenen Jeanshose gesteckt. Wie von selbst glitt die Hand hinein, während der Geist seine fürchterliche Mordwaffe hob.

Sein Gesicht verzerrte sich. Der Mund öffnete sich weit, als wollte er lachen.

Und dann…

Nein, er schlug nicht zu. Ein kleines Mädchen stoppte ihn, ein Kind, das ihm das Zeichen des Sieges entgegenhielt. Aus seiner Hand schaute das Kreuz hervor, umflort vom Licht der durch das Fenster fallenden Sonnenstrahlen, das diesem Gegenstand einen überirdischen Glanz gab, als wäre er von den Engeln des Himmels geschickt worden und hätte auch noch deren Glanz mitgebracht.

»Nicht!« rief Dinah.

Ein Ruf, ein Wort, das eigentlich niemals hätte ein Ziel erreichen können, es aber trotzdem schaffte, denn der Geist rührte sich nicht.

Er war erstarrt.

Hochgereckt hielt er die Arme, die Hände umklammerten den langen

Griff der Axt, er hätte sie nach unten dreschen müssen, was nicht geschah. Stattdessen schimmerte es in seiner feinstofflichen und bleichen Gestalt auf, als würde sie im nächsten Augenblick zerrissen, und es war Dinah, die den Geist furchtlos anstarrte.

Sie sah es wieder.

Diese lange, widerliche Schnauze mit den bleckenden Zähnen, als wollte ihr ein Monstrum zugrinsen, kurz bevor es sich daranmachte, sie zu töten.

Dann zuckte es in Triggers Geist.

Blitze durchtobten den Körper. Er huschte von einer Seite auf die andere. Er hob vom Boden ab, sank wieder zusammen, er wuchtete sich zurück und schlug jetzt mit dem Beil zu. Mehrmals hämmerte die Klinge in den Boden, wo sie das Holz aufriss und lange Splitter in die Luft schleuderte. Dann wischte sie über das Pult hinweg, noch immer rückwärts fließend, und zeichnete sich für einen Moment als ein schwammiges, schattiges Gebilde dicht vor der Tafel ab.

Dann war er weg.

Und mit ihm das Beil.

Dinah Cavendish stand auf. Genau diese Bewegung brachte eine Signalwirkung mit. Im nächsten Augenblick war es mit der Ruhe der Kinder vorbei. Sie waren künstlich mattgesetzt worden, nun löste sich der Schreck in zahlreichen Schreien, der sich fast wie ein einziger anhörte. Niemand blieb mehr auf seinem Platz sitzen. Jedes Kind war aufgesprungen. In der Klasse herrschte das Chaos, von dem sich auch die Lehrerin anstecken ließ, denn sie wusste nicht mehr, was sie tun sollte.

Nur eine war ruhig.

Mit dem Kreuz in der Hand stand die kleine Dinah Cavendish in all dem Tumult wie ein Fels in der Brandung…

***

Das Chaos blieb zwar auf die Klasse beschränkt, aber nicht akustisch, denn wir hörten die Schreie, als wir die Treppe hinabrasten.

Es war der reine Wahnsinn gewesen. Beide zitterten wir um das Leben der Kinder. Ich malte mir schreckliche Szenen aus, über die ich lieber nicht nachdenken wollte.

An Sukos verbissenem Gesichtsausdruck erkannte ich, dass ihn wohl ähnliche Gedanken beschäftigten, und wir ließen zugleich die letzten Stufen der Treppe hinter uns, um in den düsteren Flur im Parterre-Bereich hineinzuschlittern.

»Nach rechts!« rief ich Suko zu und jagte schon los.

Wir kamen bis zur Klassentür, brauchten sie aber nicht mehr zu öffnen, weil von innen aufgestoßen wurde. Sobald der Ausgang frei war, stürmte uns die Woge aus Schülern entgegen, die von keiner

Autorität mehr gehalten werden konnte, denn die Lehrerin, Mrs. Carter, wurde von der Woge mitgespült.

Wir hatten Glück, nicht umgerannt zu werden, konnten uns zur Seite drücken, stemmten uns dann gegen die letzten Ausläufer des Schülerstroms und betraten die Klasse.

Unsere schlimmsten Befürchtungen traten nicht ein.

Eine Schülerin war noch zurückgeblieben. Dinah Cavendish stand vor ihrem Platz, den rechten Arm ausgestreckt und die Hand zu einer Faust geballt, aus der mein Kreuz zum Zeichen des Sieges hervorschaute und sich im Licht der Sonne badete.

Uns durchströmte in diesen Augenblicken ein Gefühl des Glücks.

Es war nicht zu beschreiben, wir schauten uns nur an und strahlten dabei um die Wette.

Wir hatten gesiegt.

Dinah schaute noch immer nach vorn. Ich war sicher, dass sie die Umgebung nicht wahrnahm, und sie bemerkte uns auch erst, als wir dicht bei ihr standen.

Suko hatte noch die Tür geschlossen, denn auf Zeugen konnten wir gut verzichten.

Ich tauchte vor Dinahs Blickfeld auf. Für einen Moment gelang mir ein Blick auf ihr Gesicht. Es hatte sich verändert. Es strahlte von innen heraus, als hätte das kleine Mädchen direkt in den Himmel geschaut und dort etwas Wunderschönes gesehen.

»Dinah«, sagte ich.

Sie reagierte nicht.

Ich fasste sie an. Erst dann zuckte sie zusammen. Der Glanz auf ihrem Gesicht verschwand, sie schaute mich an, und damit hatte sie auch die Wirklichkeit wieder.

Ihre Augen bewegten sich zwinkernd. Der Mund zog sich in die Breite, er schenkte uns ein Lächeln. Dann sprach sie, und ihre Worte hörten sich dünn und flüsternd an. »Er ist weg… er ist wirklich weg. Ich … ich … habe ihn vertrieben.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Mister Sinclair.«

»Wie kam er denn?«

»Durch das Fenster. Er hatte ein langes Beil. Er wollte mich damit schlagen.«

»Und du hast ihm das Kreuz gezeigt.«

Ihr Nicken war heftig, es wirkte auch erleichtert. »Er… er hat es gesehen und war weg.« Sie deutete mit der freien Hand an mir vorbei auf die Tafel. »Dort habe ich ihn zum letztenmal gesehen. Da wirkte er viel heller. Das Beil hat er mitgenommen.«

Wir schauten zur Tafel hin, doch es war nichts zu sehen. Die Aussagen des Mädchens hatten unsere Freude etwas gedämpft, denn

nach wie vor existierte Triggers Geist noch, und das gefiel uns überhaupt nicht. So würden wir ihn weiterhin jagen müssen, doch die Kleine hielt noch eine Überraschung für uns parat.

»Ich habe dieses Krokodil wieder gesehen. Die Schnauze… ganz deutlich, diesmal.«

Suko schaute mich bedeutungsvoll an, als er nickte. Und ich fragte mich wieder einmal, was dies zu bedeuten hatte. Dabei wusste ich, wie nahe ich der Lösung war, nur fehlte mir in diesem Fall wirklich der zündende Funke.

Ich nahm sie in den Arm. »Das hast du toll gemacht, Dinah, wirklich super.«

»Ich nicht. Das Kreuz, John. Es war wunderbar, weißt du das. Als ich es in der Hand hielt, da hatte ich das Gefühl, im Himmel zu sein. Ich war so stark, ich wusste, dass mir nichts passieren konnte. So muss es auch bei dem Engel sein, glaubst du?«

»Klar, wenn du das sagst, Dinah, muss es stimmen.«

Während ich mich mit dem Kind beschäftigte, stand Suko an einem der Fenster und schaute hinaus. Er suchte diese Seite des Schulhofs ab, ohne jedoch etwas entdecken zu können. Der Geist des Hausmeisters blieb verschwunden.

Er war nicht weg, er war nicht vernichtet. Ich ging davon aus, dass er sich irgendwo in diesem Schulgebäude aufhielt und auf eine erneute Chance lauerte.

Dreimal war er bisher zurückgeschlagen worden, und ich fragte mich, wie oft er dies noch hinnahm. Wir mussten uns darauf einrichten, dass er möglicherweise Amok lief und ein Blutbad verursachte. Deshalb mussten die Kinder in Sicherheit gebracht werden.

Es war sowieso ein gewaltiges Risiko gewesen, sie in die Schule kommen zu lassen. Als ich im nachhinein darüber nachdachte, kriegte ich weiche Knie.

Wir brauchten die Klassenzimmertür nicht mehr zu öffnen, denn Dinahs Eltern stürmten in den Raum.

Schrill riefen sie den Namen ihrer Tochter, und sie waren unwahrscheinlich erleichtert, als sie Dinah unverletzt und sogar lächelnd vorfanden. Ich war jetzt abgemeldet. Sie sprach mit Vater und Mutter. Zusammen mit Suko ging ich auf den Flur.

Dort hatten sich alle Schüler versammelt. Die Klassen waren leer.

Vier Lehrerinnen versuchten, Ordnung in die Reihen zu bringen. Ich konnte einige Worte mit Linda Carter wechseln und riet ihr, die Schüler so schnell wie möglich nach Hause zu schicken.

Scharf und schon böse schaute sie mich an. »Dazu hätte ich Ihren Rat nicht gebraucht, Mister Sinclair, wirklich nicht. Aber ich sage Ihnen eines, diese Sache hier wird für Sie noch ein Nachspiel haben. Sie

wussten Bescheid. Sie haben die Schüler in eine Lage gebracht, die unverzeihlich ist. Ich kann selbst kaum nachvollziehen, was da geschehen ist, aber ich sah die Gestalt…«

»Trigger!«

»Den toten Trigger?«

»So ähnlich.«

Sie schaute mich an. »Das glaube ich Ihnen nicht. Lassen Sie sich auf Ihren Geisteszustand untersuchen, Mister. Es ist ein Trauerspiel, dass Menschen wie Sie bei der Polizei arbeiten.«

Was sollte ich zu meiner Entschuldigung sagen? Auch wenn mir etwas eingefallen wäre, ich kam nicht mehr dazu, denn aus der ersten Etage hörte ich ein Krachen und wenig später einen schrillen Schrei.

Auch Suko hatte ihn gehört.

Jetzt wussten wir beide, wo sich Trigger aufhielt…

***

Als wir die letzten Stufen der Treppe nahmen, schaute uns Charles Rees entgegen. Er war totenbleich. Vielleicht sah das Blut in seinem Gesicht deshalb so schlimm aus. Es kam aus einer Wunde am Kopf, wo das Haar feucht und dunkel auf der Haut klebte. Mit einem irren Blick schaute er in unsere Gesichter und hatte die Hände um den Handlauf des Geländers gelegt.

»Was ist passiert?«

Er schwieg.

Ich schüttelte ihn durch. Durch diese Bewegung verteilte sich das Blut noch stärker auf seinem Gesicht, es geriet auch in seine Augen, machte ihn beinahe blind.

»Bitte, Mister Rees, reden Sie!«

Er konnte nicht mehr. Vor dem Geländer und noch in meinem Griff sackte er zusammen. Zuletzt hob er mit einer schwachen Bewegung die Hand und wies auf die Doppeltür, die nicht mehr ganz geschlossen war. Die rechte Hälfte stand offen. Dahinter, wo gedreht wurde, herrschte eine bleierne Stille.

Suko nickte mir zu.

Ich nickte zurück.

Wir beide wussten, worauf es ankam, und wir gingen den Weg auch ohne mein Kreuz…

***

Die verdammte Stille blieb. Sie konnte alles bedeuten. Grauen, Entsetzen, Leid. Es änderte sich erst, als wir die Tür erreicht hatten, da merkten wir, dass es doch nicht so still war. Es entstehen immer bestimmte Laute oder Geräusche, wenn Menschen unter einem direkten Angsteinfluss oder auch unter Schock stehen. Dann hörte sich das Luftholen oft gepresst und stöhnend an.

So war es auch hier.

Menschen waren in Gefahr, Menschen konnten auch verletzt sein, denn wir hörten ebenfalls ein leises Stöhnen.

Suko zögerte für einen Moment. Er nutzte die Pause aus, um die Dämonenpeitsche in die Hand zu nehmen. Ich war vor ihm hergehuscht und hatte die Tür bereits passiert, ohne sie auch nur leicht zu streifen. So weit stand sie immerhin offen.

Vor mir lag ein Gang. Damit hatte ich eigentlich nicht gerechnet.

Er mündete jedoch in den Studioraum, der für mich noch nicht einsehbar war, weil er sich am Ende des Ganges nach links hin ausbreitete. Wahrscheinlich befanden sich dort die zahlreichen Anlagen wie Kameras, Monitore, Mischpulte und so weiter.

An den Wänden hingen Bilder. Die Fotos waren auf das schallschluckende Material geklebt worden. Sie zeigten die Menschen, die hier ihre Sendungen hatten produzieren lassen.

Nach einem weiteren Schritt sah ich die erste Frau. Sie lag auf dem Boden und bewegte sich nicht. Sie hatte eine Rückenlage eingenommen, die Arme wie auch die Beine von sich gestreckt, aber das war nicht schlimm. Ihr helles Kleid zeigte in der Mitte einen tief roten Fleck. Blut!

Ich konnte nicht erkennen, ob die Frau noch lebte. Jedenfalls hatte sich in meinem Magen die Rolle Stacheldraht ausgebreitet. Dieser Anblick schmerzte. Ich spürte die eigene Ohnmacht und fragte mich, ob es richtig war, sich dem Geist ohne das Kreuz zu stellen.

Wir hätten es doch mitnehmen sollen.

Für ein Zurück war es zu spät.

Ich bewegte mich weiter, immer damit rechnend, den Geist des Hausmeisters plötzlich vor mir auftauchen zu sehen. Bewaffnet und mordgierig, damit er mir den Schädel spalten konnte.

Suko hatte mich eingeholt. Gemeinsam gingen wir den letzten Schritt und standen im Studio.

In einem Raum ohne Leben. Sie alle waren tot, so jedenfalls sah es im ersten Augenblick aus, bis wir erkannten, dass die Studiogäste wie bleiche Statuen auf den Sesseln einer kleinen Sitzgruppe hockten und dabei von zwei Kameraaugen beobachtet wurden. Die Kameras liefen noch, ich sah es am wechselnden Rotlicht, aber die dahinter stehenden jungen Männer in Jeans, Turnschuhen und Hemden waren ebenfalls zu Stein geworden.

Drei Frauen unterschiedlichen Alters saßen in den Sesseln. Zwischen ihnen stand ein Tisch. Auf ihm waren Grundrisse verschiedener Gebäude ausgebreitet. Sicherlich gehörten die Frauen einer Bürgerbewegung an, die sich gegen eine Bebauung stemmte.

Das schoss mir wie nebenbei durch den Kopf. Viel wichtiger war Ewald Triggers Geist.

Er beherrschte alles!
Die graue Gestalt beherrschte alles. Sie stand vor uns, aber im schrägen Winkel zur Sitzgruppe, wo sie alles beobachten konnte.
Keine Regung würde ihr entgehen.
Jetzt sah auch ich das Beil. Es hatte sich an seiner Klinge verändert, denn nun klebte Blut daran.
Ich wusste auch, wessen Blut es war. Wenn die Frau noch lebte, kam es auf jede Sekunde an, denn sie brauchte dringend die Hilfe eines Arztes.
Wir hatten ihn gesehen, er sah uns.
Und beide wussten wir, dass es zu einer Entscheidung kommen würde. Suko und ich hatten nichts abgesprochen, als sich mein Freund von mir fortbewegte, aber ich wusste sehr genau, was er vorhatte. Wir würden die Gestalt in die Zange nehmen.
Der Geist bewegte sich.
Er zuckte dabei, er hob auch seine Waffe an, schwang sie wie der Hammerwerfer sein Instrument, machte leider nicht den Fehler, sie loszulassen.
»John…«
Suko hatte meinen Namen geflüstert, doch es hatte sich angehört wie ein gefährliches Knurren. Ich ahnte, dass er nicht mehr lange warten würde. In der rechten Hand lag die Beretta, ich hatte die Waffe gezogen, ohne es eigentlich zu merken und auch ohne genau zu wissen, ob ich damit etwas ausrichten konnte.
Suko griff an.
Himmel, er war schnell.
Durch eine Bewegung nach rechts hatte er den Geist abgelenkt, dessen feinstofflicher Körper bewegte sich ebenfalls und auch das Beil mit dem langen Stiel.
Er schlug ins Leere.
Die Klinge hackte in den Studioboden und blieb darin stecken.
Das hatte mein Freund gewollt. Er hatte freie Bahn und konnte endlich zuschlagen.
Drei Riemen mit der Kraft eines mächtigen Dämons trafen die Gestalt nicht nur einmal, sondern mehrere Male, wie ich mit anschauen konnte. Es trat etwas ein, das mich faszinierte und für einen Moment ablenkte.
Durch die Treffer aktivierte sich die andere Gestalt. Dieses Geisterhafte oder Feinstoffliche verschwand. Ich hatte wieder an das Krokodil gedacht und meinen Blick dorthin gerichtet, wo sich sein Schädel befand und nun eigentlich die Schnauze entstehen musste, wenn tatsächlich alles stimmte.
Die Schnauze entstand in Fragmenten, zumindest nach dem ersten Schlag. Aber Suko hatte nicht aufgehört und mit den weiteren

Schlägen den feinstofflichen Körper erwischt.

Auch dort tat und veränderte sich etwas.

Eine grüne, schuppige Haut bildete sich. Suko drosch wieder zu, und dann gellte seine Stimme wie ein Trompetenstoß durch das Studio.

»Schieß endlich, John!«

Ich hatte schon gezielt. Als Suko zurücksprang, drückte ich ab und jagte das geweihte Silber gegen die Gestalt des Hausmeisters.

In dem Augenblick, als ich den Finger krümmte, da fiel es mir von den Augen wie Dachziegel. Ich wusste plötzlich, wen ich vor mir hatte. Keinen Geist mehr, sondern das echte Wesen, das sich als Mensch so gut hatte tarnen können.

Tatsächlich aber war Ewald Trigger eine der schlimmsten Bestien gewesen, die man sich überhaupt vorstellen konnte. Einer der Urdämonen, eine Kreatur der Finsternis.

Sie war durch normale Kugeln getötet worden, weg mit ihrem menschlichen Körper, hinter dem sie ihr wahres Ich verborgen hatte, aber den Geist hatte man nicht vernichten können. Es gab keinen Platz, an dem er sich wohl gefühlt hätte. Er war wieder zurückgekehrt und hatte, als er mit einer anderen Magie konfrontiert wurde, sich wieder in seine eigentliche Gestalt zurückverwandelt.

Mit den Kreaturen der Finsternis hatte ich leider böse Erfahrungen sammeln müssen, ich wusste aber, wie man sie bekämpfte. Mein Kreuz kam gegen sie an, und jetzt, als die Kreatur geschwächt war, hoffte ich auf meine Silberkugeln.

Ich schoss.

Ich traf.

Ich jagte die geweihten Kugeln in den widerlichen Echsenkopf hinein, wo sie ihre Magie freilegten und den Schädel zerrissen.

Der Schädel zerplatzte. Eine dicke Brühe spritzte in alle Richtungen weg. Da wurden die Kameras ebenso getroffen wie die Wand, und auch Suko bekam seinen Teil ab.

Ich aber ließ die Hände und damit auch die Waffe sinken, blieb wie angeleimt auf der Stelle stehen, und schaute zu, wie die Reste des ehemaligen Hausmeisters zusammensanken und sich auf dem Boden und einer übelriechenden Lache vereinigten.

Es gab ihn nicht mehr, und das war gut so.

Der nächste Weg führte mich zu einem Telefon. Während Suko die Frau untersuchte und mir heftig zunickte, rief ich den Notarzt an.

Ich wusste jetzt, dass die Frau lebte. Der Arzt würde alles versuchen, ihr Leben zu retten.

Dass die Gäste und die Kameraleute das Studio fluchtartig verließen, bekamen wir nur am Rande mit.

Uns tat es gut, mal wieder einen richtigen Sieg errungen zu haben.

***

Was geschehen war, würde in die Annalen der Schule eingehen, das stand fest.

Uns aber interessierte es weniger, unsere Arbeit war getan, aber ich musste mich noch um eine Familie kümmern.

Die Cavendishs fand ich im Klassenzimmer. Sie saßen dicht zusammen, und Dinah hielt das Kreuz in der Hand. Als sie mein Lächeln sah, da glänzten ihre Augen.

Ich sprach Dinah an. »Weißt du, jetzt kannst du mir das Kreuz zurückgeben.«

»Aber es ist so schön.«

»Das weiß ich. Du kannst es dir auch ansehen, wenn du willst. Dann kommst du mich einfach besuchen.«

Sie nickte und gab es mir.

Don Cavendish atmete tief durch. »Was… was soll ich Ihnen jetzt sagen, John?«

»Gar nichts. Ich möchte mich bei Ihnen bedanken. Sie haben genau das richtige getan, als Sie sich mit mir in Verbindung setzten.«

»Kann sein – vielleicht«, flüsterte er. »Ist es denn möglich, einen Geist zu vernichten?«

»Es ist möglich, Don, ich habe es bewiesen.«

Nach diesen Worten ließ ich eine glückliche Familie allein und verließ den Klassenraum…

ENDE